

Helene Luginsland

Draußen vor dem Osttor

Gottes Wirken unter Blinden
in China



Verlag
der Liebenzeller Mission
Bad Liebenzell

Dieses Buch ist eine Veröffentlichung der
TELOS-Verlagsgruppe.
TELOS-Taschenbücher und TELOS-Paperback-Ausgaben
sind »zielbewußt«, wegweisend und biblisch orientiert.
TELOS-Bücher wurden verantwortlich ausgewählt.

ISBN 3 88002 027 2

TELOS-Taschenbuch Nr. 156
Überarbeitete und stark erweiterte Neuauflage von »Licht im Dunkel«
Alle Rechte vorbehalten
© Copyright 1976 by
Verlag der Liebenzeller Mission, 7263 Bad Liebenzell
Umschlagzeichnung: Helmut Sigle
Gesamtherstellung:
St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt, Lahr-Dinglingen
Printed in Germany 14310/1976

Inhalt

Vorwort	7
I. TEIL	9
Draußen vor dem Osttor	10
Ein Besuch im Strickzimmer	12
In der Hauskapelle	14
Eine unter Tausenden	16
Ein blindes Bettelmädchen	17
Anfangs- und Entwicklungsjahre	19
Die Glaubensprobe	22
Der Besuch aus Amerika	25
Ein Werk wächst	27
Engpässe	28
Jedes Jahr ein Haus	30
Lily	32
Ein Diamant, aber ein harter	35
Käthe	38
Eine verborgene Quelle	44
Wassers die Fülle	47
Besondere Segenszeiten	49
Eine Fahrkarte 1. Klasse	50
Unerwartet große Gefahr	53
»Nirgends so schön, wie in der Blindenschule«	57
»Bethel« stürzt ein	59
Ins Glücksnest gefallen	60
Ien-Ien (Schwälbchen)	63
Tauffest	64
II. TEIL – Notjahre	69
In den dreißiger Jahren	70
Ein heißer Sommer und viele Nöte	73

In Sturm und Wetter	75
So du durchs Feuer gehst.	77
Schwester Mathildes letzte Wegstrecke	79
Bleibend ist seine Treu	83
Alles ungewiß	86
»Zähle die Wege meiner Flucht. . . «	88
Der Engel der Blinden	91
Die Hilfe des Seifensieders	94
Eine ungeheure Strapaze	95
Eine fast unglaubliche Nachricht	99
III. TEIL – 1945–1949	103
Rückkehr aus dem Exil und Neubeginn	104
Gottes Handlanger	106
Nie Mangel gehabt	107
Die Kleinsten	109
Das Kleeblatt	112
Elfriede	115
Das Jahr 1946	116
Ein großer Tag	118
Torhüter Liu	120
»Er leitete sie vierzig Jahre . . . «	123
Der Alltag	125
Eine Kette von Wundern	129
»Ihr verdorren Gebeine, höret des Herrn Wort!« ..	131
Nummer 101 in der großen Familie	134
Fuh-Ming	135
In Jesu Hand befohlen	137
Schiff in Not	139
Zeittafel	141

Vorwort

Das große »Reich der Mitte« wurde anfangs dieses Jahrhunderts von Unruhen, Aufständen, Räuberplage, Überschwemmungen und Hungersnöten heimgesucht. Dadurch herrschte unter der Bevölkerung große Armut und Krankheitsnot. Fremdenhaß erschwerte die Missionsarbeit, etliche der Missionare ließen ihr Leben.

Soziale Einrichtungen, wie Krankenhäuser oder Heime für Körperbehinderte, gab es im Inland so gut wie nicht. Deshalb wurden da und dort Missionshospitäler gebaut. Auf den Missionsstationen wurden Polikliniken eröffnet, um der größten Not begegnen zu können. Dort wurden Ruhr und Malaria bekämpft und Verwundete der Bürgerkriege versorgt. Dieser Dienst der Missionare öffnete in vielen Fällen die Herzen und Häuser für das Evangelium.

Der unvorstellbaren Not der blinden Mädchen begegneten die Missionare auf Schritt und Tritt. Niemand nahm sich dieser Ärmsten an. Sie waren ausgesetzt, verstoßen, verachtet. Wenn diesen blinden Mädchen überhaupt eine Chance zum Leben gegeben wurde, konnten sie sich nur als Bettlerinnen durchschlagen, oder in den Hafenstädten als käufliche Mädchen ein Lasterleben führen.

Diese grenzenlose Not ließ die ersten Missionare der Liebenzeller Mission nicht mehr los. Sie faßten den Entschluß, eine Mädchenblindenschule zu gründen. Zunächst stieß dieser Gedanke selbst bei chinesischen Christen auf wenig Verständnis. Sollte es möglich sein, ein blindes, verstoßenes Bettlerkind zu einem lebensstüchtigen Menschen erziehen zu können?

Im Jahr 1908 fingen zwei unserer Missionarinnen mit drei blinden Mädchen in Changsha eine Blindenschule an. Es war ein sehr bescheidener und schwieriger Anfang, denn es war die erste Mädchenblindenschule im Inland Chinas. Gottes Erbarmen und seine Liebe wirkte es, daß viele solcher heimatloser Mädchen ein Heim fanden, wo sie vom zeitlichen und ewigen Verderben errettet wurden.

Es ging nach dem Wort: »Das Unedle vor der Welt und das Verachtete, das hat Gott erwählt und das da nichts ist, daß er zunichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme« (1. Kor. 1, 28. 29).

Dieses Buch soll Zeugnis geben von dem Weg dieses Werkes und einzelnen Blinden, wie Gottes wunderbares Wirken unter den Blinden Chinas erlebt wurde.

Dankbar möchte ich diese Zeilen den beiden unvergeßlichen langjährigen Leiterinnen Missionarin Mathilde Vassel und Missionarin Anna Forstmeier und nicht zuletzt »dem Engel der Blinden«, Missionarin Margarethe Rentschler, widmen.

Helene Luginsland

I. Teil

Missionsatthiv

Draußen vor dem Osttor

»Heute wollen wir den längst geplanten Besuch ›Draußen vor dem Osttor‹ machen. Ich möchte das Blindenheim kennenlernen, von dem ich schon viel gehört habe. Es soll ein Platz sein, an dem manche Wunder Gottes geschehen sind. Ein Besuch dort wird sich lohnen. Du kommst doch mit?«

Eine junge Christin, die Frau eines Bankdirektors, eine quicklebendige Dame, ermuntert ihren Gatten mitzukommen, denn auch er interessiert sich für diese Sache.

Die beiden besteigen ihre Rikschas. Die Kulis schlängeln sich geschickt durch die engen Geschäftsstraßen der Stadt Changsha (»Am langen Sand«). Am Osttor angekommen geht es einen steilen Hügel hinab. Die Rikschamänner stemmen sich mit aller Kraft gegen ihr Gefährt, um sich nicht mitsamt den Insassen ihres Wagens zu überschlagen.

An der nächsten Querstraße liegen die beachtlichen Gebäude der seit Anfang des Jahrhunderts bestehenden Bibelschule. Hundert Meter weiter biegt man rechts ab und ist ›Draußen vor dem Osttor‹.

»Wir sind da!« sagt die Dame den Kulis. Sie stellen ab und klopfen mit einem eisernen Ring, der sich am Tor befindet, einige Male. Von innen wird ein Balken zurückgeschoben und ein freundlicher alter Mann öffnet das hölzerne Tor. Mit einer höflichen Verbeugung grüßt der Torhüter die vornehmen Gäste und sagt: »Ich wünsche Ihnen Frieden!«

Frau Chang gibt ihre Visitenkarte ab und bringt ihr Anliegen vor, die Leiterin der Blindenschule sprechen zu wollen.

Der alte Torhüter im langen Gewand führt die Besucher ins Empfangsbüro und meldet die Gäste bei der Leiterin. »Miß Forstmeier, wir freuen uns sehr, Sie kennenzulernen. Wir haben viel Gutes von Ihrem Werk an den Blinden gehört, und mein Gatte und ich würden uns gerne hier einmal umschaun und von Ihnen hören, was hier so vor sich geht. Bitte, erzählen Sie uns.«

»Ja, das will ich gerne tun! Darf ich Ihnen zunächst hier ein wenig berichten von dem, was Gott in den vergangenen Jahrzehnten geschenkt und getan hat? Nachher gehen wir zu den blinden Mädchen, dann können Sie von den Blinden selbst hören und sehen, was hier geschieht.

Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts öffnete sich in dieser Gegend die Tür für die Missionsarbeit. Nicht ohne Gefahren kamen die Missionare in diese so lange verschlossene Provinz Chinas. Unter den ersten Evangeliumsboten befanden sich Missionare der Liebenzeller Mission, die am Südtor eine Missionsarbeit begannen.

Gleich zu Anfang der Missionsarbeit fiel den Missionaren die unbeschreibliche Not der blinden Mädchen Chinas aufs Herz. Man suchte Wege, um dieser grenzenlosen Not zu begegnen und nach Kräften zu helfen.

Im Jahr 1904 wurde Missionarin Pauline Kumm beauftragt, ein Heim für blinde, heimatlose Mädchen zu gründen. Jedoch gab es sehr viele Vorurteile und Schwierigkeiten bei der Bevölkerung zu überwinden; denn blinde Mädchen waren nach Ansicht der Chinesen zu nichts zu gebrauchen. Mädchenblindenschulen gab es nicht. Das Elend der Blinden war unermeslich. Sie werden es aus den Lebensgeschichten der einzelnen Blinden erfahren. Erst im Jahr 1908 konnte die erste Blinde aufgenommen wer-

den. – Die Gründerin mußte aus Gesundheitsrücksichten bald in die Heimat zurückkehren.

Missionarin *Mathilde Vasel* trat an ihre Stelle. Sie baute die Schule aus und leitete über 25 Jahre dieses stets wachsende Heim. Sie gab dem Werk durch ihren festen Glauben und ihre Liebe zu den Blinden das Gepräge.

Nachdem der Platz am Südtor zu klein geworden war, kaufte die Liebenzeller Mission von der China-Inland-Mission das Grundstück, auf dem Hudson Taylor im Jahr 1905 heimgegangen war. Dieser Platz wurde jedoch bald auch zu klein, und Mitte der zwanziger Jahre konnte dieses wunderschöne, gesunde große Gelände hier ›Draußen vor dem Osttor‹ erworben werden. Die aus der Gesellschaft Ausgestoßenen, die ›draußen‹ waren, fanden hier eine Heimat und Familie.

Wie Sie sehen, ist dieses Werk aus kleinsten Anfängen nun stark gewachsen. Wir sind eine Familie von fast hundert Personen. Wir sahen und erlebten, wie Gott Wunder tut. Er hat uns die Blinden anvertraut. Er tut Wunder vor unsern Augen und hat uns in schwersten Zeiten durchgebracht. Er gab den Blinden Licht in ihre Herzen, daß sie glücklich wurden. Wir sind so dankbar, weil wir wissen, daß wir einen Gott haben, *der Gebete erhört*. Wir kommen später noch einmal darauf zurück.«

Ein Besuch im Strickzimmer

Die Leiterin, Schwester Anna Forstmeier, begleitet ihre Gäste durch die überdachten Gänge und Steintreppen hin-

auf in das höher gelegene Haus »Bethel«. Dort wohnen und arbeiten die erwachsenen blinden Mädchen.

»Sehen Sie, hier sind etwa dreißig Mädchen mit Stricken beschäftigt. Diese Handarbeiten werden meist auf Bestellungen angefertigt, die aus den verschiedensten Provinzen Chinas kommen, und zwar von Missionaren und Geschäftsleuten. Die Mädchen sind glücklich, daß sie durch diese Arbeiten einen Teil zu ihrem Unterhalt beisteuern können. Sie selbst bekommen ein Drittel des Erlöses als Taschengeld, das andere Drittel wird zur Beschaffung von Material angewandt, der Rest ist für die Versorgung bestimmt.«

Die Gäste bestaunen die einzelnen einwandfrei angefertigten Sachen. Da sind blütenweiße Babyjäckchen mit Mützchen, Stolen, Pullover und Westen, mehrfarbige Schals, ja sogar aus Nähfaden gestrickte allerfeinste Decken und vieles andere mehr. Daß blinde Mädchen fähig sind, die kompliziertesten Muster anzufertigen, ist staunenswert.

Zu einem älteren Mädchen gewandt sagt Schwester Anna: »Li-ming, bitte zeige du unseren Gästen deine Handarbeit, an der du gerade strickst, dann kannst du den Gästen selbst erzählen, was du erlebt hast und welches deine Aufgaben sind.« Das tut Li-ming gerne mit der ihr eigenen lieblichen Art. Sie betreut neben ihrer Arbeit im Strickzimmer als Kindertante die Kleinsten. Mit ihrer mütterlichen Art gibt sie bei den Mahlzeiten und morgens und abends ihren Lieblingen die besondere Nestwärme, die die meisten von ihnen im Elternhaus vermißt haben. Gott gebraucht Li-ming, die kleinen Herzen für die Stimme des Guten Hirten zu öffnen. Sie lehrt sie beten und singen. Es ist eine Freude, Li-ming schalten und walten zu sehen. Sie strömt eine wohltuende Atmosphäre aus, weil sie selbst Frieden hat.

Herr und Frau Chang lassen sich noch von andern Mädchen aus ihrem Leben, ihren Leiden und Freuden berichten. Über allem rühmen diese unscheinbaren Blinden die Güte und Barmherzigkeit Gottes, die sie in dies Haus geführt hat.

In der Zwischenzeit hat sich die Blindenfamilie in der *Hauskapelle* versammelt. Sie befindet sich im gleichen Gebäude und bietet etwa hundert Sitzplätze. Hier sind die Sonntagsgottesdienste und jeden Morgen und Abend Andachten und Gebetsgemeinschaften.

In der Hauskapelle

Unseren Gästen ergeht es hier ähnlich wie Phyllis Thompson, einer englischen Missionarin der China-Inland-Mission, die während des Zweiten Weltkrieges manches über unsere Blindenschule gehört hatte. Nach Kriegsende besuchte sie unsere Schule. Sie erzählt u. a. folgendes: »Welche Freude bedeutete es für mich, nach langem Warten einmal das Blindenheim zu sehen! Stellt Euch verschiedene Gebäude vor, die durch überdachte Wege miteinander verbunden sind. In einem dieser Häuser sind die beiden Missionarinnen tätig. Leider war Schwester Margarethe Rentschler, die auf der Flucht die Blinden betreut hatte, nicht mehr da. Sie ist in ihre alte Missionsarbeit zurückgekehrt. Sie hat sich im Dienst verzehrt. Welch ein Vorrecht, seine Kräfte im Dienste des Meisters verzehren zu dürfen!

Nach einer kurzen Unterhaltung mit den Missionarinnen

werden wir durch das ganze Blindenheim geführt. Es fällt mir schwer, den feinen Geist des Hauses zu beschreiben. – Kaum etwas in der Welt ruft mehr das Mitleid hervor, als blinde Menschen.

Hier ist eine Gruppe von kleinen Mädchen im Alter von zehn bis zwölf Jahren. Zwei sitzen auf einer Wippe, andere lachen leise, während sie auf einem Platz, der ihnen bekannt ist, spielen. Auf ihren Angesichtern liegt ein Leuchten, ein Leuchten des Friedens. Ich stehe da und beobachte sie, ohne daß sie wissen, daß ich da bin.

Was mich aber zutiefst berührt, ist das Singen von Liedern. Wir gingen in die Kapelle, wo die Gottesdienste für die Blinden abgehalten werden. Dort singen sie zu unserer großen Freude den Chor: Ich sah einen neuen Himmel! – Die jüngste Schülerin sitzt neben mir. Ihr kleines, rundes Gesicht trägt den Ausdruck der Zufriedenheit. Sie hat ihren Arm unter den meinen geschoben. Mit den Fingern berührt sie unsere Hände und spielt mit ihnen. Sie hat uns im Leben nie gesehen, aber sie ist ohne jedes Mißtrauen. Aufmerksam betrachte ich diese Finger, die so viele Arbeit tun müssen. Sie müssen lesen, Gegenstände erkennen, tasten und führen. Welch ein Ausdruck des Vertrauens liegt auf dem Angesicht dieses blinden Kindes! Zum Schluß singen uns die Blinden noch das Lied: Der Herr ist mein Hirte. In Gedanken sehe ich die Hundert und aber Hundert blinden Mädchen Chinas, die bettelnd ihre Wege suchen, viele unter ihnen ohne das Wissen um den Guten Hirten.

Zwei der Blinden besuchen das Hunan-Bibel-Institut. Sonntags gehen sie mit ihren Lehrerinnen aus und verkündigen die Frohe Botschaft. Wer könnte sich solch einem Zeugnis verschließen?« Soweit der Bericht vom Besuch des Ehepaares Chang und von Phillis Thompson.

Eine unter Tausenden

Eine unter Tausenden von blinden Mädchen Chinas, die im Elend umgekommen wäre, ist *Minna*, die erste Blinde, die ins Blindenheim gebracht wurde. Sie ist 14 Jahre alt und so zurückgeblieben, daß sie in jeder Hinsicht den Eindruck einer Neunjährigen macht.

Am 10. März 1908, einem recht kalten Tag, bringt sie ihr Onkel. Das Mädchen ist ungenügend bekleidet und zittert am ganzen Leib vor Kälte.

In ihrem zerrissenen Kleidchen und zottigen Haar sieht sie recht häßlich aus. Nachdem sie aber gebadet, gründlich gewaschen und gekämmt ist und neue Kleidungsstücke angezogen bekommt, erkennt man sie kaum wieder. Vor Freude und Wohlbehagen sitzt sie immer vor sich hin schmunzelnd und lächelnd auf der Bambusbank.

Minnas Eltern haben sie als ganz kleines Kind mit einem Knaben verlobt und sie damals gleich den Schwiegereltern übergeben, denn ihre Eltern lebten in bitterer Armut.

Mit drei Jahren wurde Minna augenkrank. Die Schwiegermutter legte ihr eine chinesische Augensalbe auf, um sie zu heilen. Das bedauernswerte Kind aber erblindete völlig. Dann war der Schwiegervater gestorben. Die arme Witwe, eine rechtschaffene Frau, hatte sich, ihre beiden Knaben und die blinde Schwiegertochter durch Waschen zu ernähren gesucht. Wenn es nicht reichte, mußte sie oder ihre Kinder betteln gehen. Wie dankbar war diese Frau, daß sie das Kind in die Blindenschule schicken durfte.

Der Herr gab den Schwestern das Wort: »Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.«

Einige Wochen später, am 16. April 1908, kam Schwester *Mathilde Vasel* nach Changsha, um in der Blindenarbeit als weitere Mitarbeiterin zu helfen. Sie wurde am 15. September 1907 im Missionshaussaal in Liebenzell abgeordnet, kam am 1. November in Schanghai an und war dann mehrere Monate in Yangchow in der Sprachschule der China-Inland-Mission.

Als sie in Changsha ankam, war die erste Blinde schon da. Wie freuten sich die Schwestern, daß sie gemeinsam dem Herrn an den blinden Mädchen Chinas dienen durften! Sie warteten und beteten, daß der Herr ihnen die Blinden zuführen möchte, die er durch ihren Dienst segnen wollte.

Ein blindes Bettelmädchen

Einige Wochen später kam ein elfjähriges blindes Bettelmädchen zerlumpt und schmutzig zu den Schwestern.

Sie bettelte nicht um Geld, sondern um Aufnahme. Beim Betteln hatte sie von dem neueröffneten Blindenheim gehört. Nun hatte sie so lange gesucht, bis sie es gefunden hatte. Auf die Frage, woher sie komme, antwortete sie, daß sie von Paoking sei und keine Angehörigen und kein Heim habe.

Obwohl die Schwestern an der Aussage zweifelten, nahm man sie doch auf. Das Bettelmädchen wurde sofort in ein Bad gesteckt. Seife und Bürste mußten schon tüchtig herhalten, um sie sauber zu bekommen. Auf dem Kopf mußte ebenfalls eine gründliche Reinigungskur gemacht werden, um die Läuse zu entfernen.

Sie wurde in neue Kleider gesteckt. Man erkannte die Bettlerin nicht wieder. Wie mundete das gute Essen, nachdem sie so lange Hunger gelitten hatte! Das Kind war überglücklich.

Einige Tage später erschien ein Bettler im Hof. Er hatte einen aussätzigen Krüppel auf dem Rücken. Dieser war nicht imstande zu gehen, als ihn der Bettler im Hof absetzte.

Wer kann den Schrecken ermessen, als der Krüppel seine »Frau«, die elfjährige Bettlerin, die eben aus ihrem Elend entronnen war, von den Schwestern zurückverlangte! Auf die Vorstellungen der Schwestern, das blinde Kind doch da zu lassen, hörte er nicht. Er brauche sie zum Betteln, erwiderte er.

Alles half nichts. Das arme blinde Kind mußte wieder in seine zerlumpten Bettlerkleider gesteckt werden; denn zum Betteln konnte sie die schönen Kleider nicht gebrauchen.

Es war ein herzbewegender Anblick, den halberwachsenen aussätzigen Krüppelhemann auf dem Rücken des Bettlers mit dem hilflosen, blinden Mädchen wieder fortgehen zu sehen. Wie hatte sie sich herausgesehnt aus ihrem Elend! Nun mußte sie wieder hinein! Die Schwestern konnten ihre Tränen nicht zurückhalten, als sie diesem gehäuften Elend ohnmächtig gegenüberstanden und das blinde elfjährige Mädchen wieder ziehen lassen mußten.

Anfangs- und Entwicklungsjahre

Blenden wir noch einmal kurz zurück auf die Entwicklungsjahre 1908–1920. Eine Blindenarbeit in einem Land zu beginnen, das man nicht kennt, mit so gut wie keinen Hilfsmitteln für den Unterricht, unter primitivsten Umständen, stellte für die Missionarinnen ein fast unlösbares Problem dar.

Diese Aufgabe konnte nur im festen Glauben und Aufschauen auf den, der Weisheit gibt, bewältigt werden. Denn zu jener Zeit war selbst unter den chinesischen Christen wenig Verständnis dafür vorhanden, blinden, verstoßenen und verachteten Mädchen zu helfen. Diese waren ja nur »unnütze Reisesser«, wenn man ihnen überhaupt eine Chance für das Leben einräumte. Nicht selten versagte man ihnen das Lebensrecht, einfach darum, weil sie blind waren.

Im Herbst 1908 fing der Unterricht mit drei Mädchen an. Als einziges Lehrbuch gab es die *Blindenfibel*. Man lehrte zunächst das Blindenalphabeth nach dem überall in der westlichen Welt bekannten *Braille-System*. Schwester Mathilde Vasel hatte eine kurze Ausbildung in der Blindenanstalt in Zürich erhalten.

Der Schwerpunkt des Unterrichts lag in der ersten Zeit in Biblischer Geschichte und christlichen Liedern. Vor allem sollten die Blinden erfahren, daß auch sie von Gott geliebt sind, der ihrem Leben Sinn und Inhalt geben will. Diese nach Liebe dürstenden armen Kinder erschlossen sich schnell der Botschaft von der Liebe Gottes in Christus Jesus, mit Eifer lernten sie die schönen Jesuslieder singen.

Blindenschreib- und Rechentafeln mußten von England bezogen werden, erst nach vielen Monaten trafen sie ein.

Schon im Jahr 1910 wurde die Arbeit durch einen Aufstand in der Stadt Changsha unterbrochen. Die ganze Missionsstation und Blindenschule wurden zerstört. Die sechs Blinden mußten über ein Jahr lang nach Siangtan in die Räume der dortigen Missionsstation evakuiert werden.

Nach der Rückkehr nach Changsha lebten die Blinden und Missionarinnen zusammen in einem Gebäude, das O. Hollenweger, der spätere Superintendent, erbaut hatte. Es war ebenfalls im Aufstand zerstört worden. Der Unterricht begann aufs Neue.

Im Jahr 1914 bekam die Schulausbildung einen ganz wesentlichen Aufschwung. Miss *J. S. Garland*, eine Missionarin der China-Inland-Mission, entwickelte ein *Silben-System* von 54 Schriftzeichen in chinesischer Blindenschrift, in dem durch Zusammensetzen von An- und Auslauten alle chinesischen Wörter ausgedrückt werden können. Zu diesem Zweck kam Miss Garland für einige Monate in unsere Blindenschule. Als wichtigstes Stück entfaltete sie eine *Grammatik* in Blindenpunktschrift, es folgte ein Lesebuch und das Markus-Evangelium, das in die chinesische Blindenschrift übertragen wurde. Später erschien noch das Lukas-Evangelium und die Apostelgeschichte.

An diesem *Einheits-System*, das später von allen mandarinsprechenden Blindenschulen übernommen wurde, arbeitete Schwester Mathilde Vassel und die begabteren der blinden Mädchen mit großem Fleiß mit. Sie lasen bald die Korrekturen. Es war eine Lust zu sehen, wie diese »nutzlosen« Blinden aufwachten und mit Eifer lernten. Es zeigte sich, daß etliche unter ihnen zum Lehren befähigt waren. Schwester Mathilde verstand es außerordentlich gut, die Lehrgaben zu wecken, was sich später sehr lohnte.

Durch den mehrmonatigen Aufenthalt von Miss Garland



Oben links: Missionarin Mathilde Vassel, langjährige Leiterin der Blindenschule

Oben rechts: Lehrerin Lily Shr

Unten: Die Missionarinnen Anna Forstmeier und Helene Luginsland mit einheimischen Lehrerinnen



mit Schwester Mathilde zusammen wurde auch das Englisch von Schwester Mathilde sehr gefördert. Das war notwendig, da sie eine immer größer werdende englische Korrespondenz zu bewältigen hatte.

Den Druck der chinesischen Blindenschriften übernahm die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft. Die Freude der Blinden ist kaum vorstellbar, wenn von Zeit zu Zeit eine Sendung der Bibelteile von dort ankam. Es herrschte großer Jubel, wenn die einzelnen Blinden solch ein Buch ihr eigen nennen durften!

Die Not des Ersten Weltkrieges verspürte auch die Blindenschule. Man war von Deutschland so gut wie abgeschnitten. In der Nachkriegszeit sollten alle Deutschen heimgesandt werden. Da verfaßten die blinden Mädchen eine Eingabe an den Gouverneur der Provinz Hunan, ihnen doch ihre Blindenmutter, Schwester Mathilde Vassel, zu lassen. Er gab die Genehmigung mit der Bemerkung, »ihr Werk sei ein Werk der Menschenfreundlichkeit«. Ja noch mehr: Weil Superintendent Heinrich Witt der offizielle Direktor dieses wohltätigen Werkes war, wurde auch ihm das Bleiben gestattet.

Die Glaubensprobe

Der Platz in der Schulhofstraße, wo sich die Blindenschule seit fünfzehn Jahren befindet, ist zu eng. Die Zahl der Schülerinnen wächst beständig, dreißig Mädchen haben hier bereits ihre Heimat gefunden. Die Schulentlassenen sind fast alle heimatlos. Sie bleiben im Heim. Für Neuauf-

nahmen ist kein Raum; dazu kommt noch, daß etliche der Blinden lungenkrank geworden sind. Sie können nicht genügend isoliert werden. Zudem ist die Lage des Grundstückes, mitten in der Stadt, ungesund.

Es reift mehr und mehr der Entschluß, sich nach einem größeren, gesünderen Grundstück umzusehen. Man will den jetzigen Platz nicht gerne abgeben, der Erinnerung an Hudson Taylor wegen. Schließlich und schweren Herzens bietet man ihn aber doch zum Verkauf an. Doch Gott hat einen andern Plan. Aus dem Verkauf wird nichts. Das Grundstück sollte der Mission für das spätere Hudson-Taylor-Hospital erhalten bleiben.

Schwester Mathilde Vassel aber betet täglich in ihrem Zimmer mit den älteren Mädchen um einen größeren, gesünderen Platz.

Dazu sind Tausende von Dollars nötig. Geld ist keines da. In Deutschland ist Mitte der zwanziger Jahre schwere Inflationszeit. Von der Mission ist nichts zu erwarten. Das weiß Schwester Mathilde. Aber sie denkt, Gott könne den Reichen der Stadt für die Not der Blinden das Herz auf-tun. Doch die erste Gabe für diesen Zweck ist von einer armen Blinden, die ihr Weniges, das sie besitzt, dem Herrn als Opfer weihet. Dann kommt eine Anweisung von einem Blindeninstitut. Es gehen noch einige kleinere Spenden ein. Man kommt nicht weiter. Da hilft nur beten!

Schwester Mathilde hatte Pfarrer Heinrich Coerper, dem Leiter der Liebenzeller Mission, ihre Pläne mitgeteilt. Er aber macht ihr nicht viel Mut. Denn es konnten in jener Inflationszeit kaum noch Gelder für die Missionare überwiesen werden.

»Der Herr hat meinen *Glauben gestärkt*. Wenn er, der

Herr, in Liebenzell unserer Mission die »Pilgerruhe« (ein Erholungsheim auf dem Missionsberg) geschenkt hat, kann er auch für die Armen, Hilfsbedürftigen, Liebebedürftigen einen gesünderen Platz, ein größeres Haus schenken«, antwortete Schwester Mathilde Herrn Pfarrer Coerper.

Sie fuhr fort: »Ich will nicht schauen, woher der Platz kommen soll, aber ich schaue auf IHN. Er kann seinen Kindern, die Geld haben, Befehl zum Geben erteilen. Bitte, beten Sie doch mit uns darum.

Jeden Sonntagabend habe ich mit den Blinden Gebetsstunde, wo wir besonders unserer betenden und helfenden Freunde gedenken. Mein Herz hat mich schon oft veranlaßt, dem Herrn zu danken für die vielen Freunde, denen er selbst das Herz bewegt hat, uns zu unterstützen.

Wenn das nicht so wäre, könnte keines von den Blinden und ich selbst auch nicht hier sein.«

Wenn auch steile und ragende Berge
mir jetzt sperren zum Ziele den Weg,
schreit' ich vorwärts im freudigen Glauben;
Gott selbst zeigt mir allzeit den Steg!

In solch festem Vertrauen auf Gott bleibt Schwester Mathilde mit den Blinden eine geraume Zeit vor dem Herrn und wartet auf seine Hilfe!

Angesichts einer anderen sehr schwierigen Zeit, wo die Gelder von der Heimat ganz ausbleiben und nichts zu erwarten ist, schreibt sie: *»Was die Versorgung anbetrifft, so haben wir nur in unserem Gott und seinem Wort die einzige Zusage, daß er uns versorgen wird.«*

In solcher Lage befindet sich die Blindenschule mehr als

einmal. Es war zum Staunen, wie auf das Gebet hin Gott in der weiten Welt Menschen die Herzen und Hände öffnete, einzelne Blinde, wie auch das immer größer werdende Werk, zu versorgen.

In Deutschland verpflichteten sich einzelne Jugendbünde und Gebetskreise, monatlich einen Betrag für eine Blinde zu spenden, so z. B. sorgte der Stettiner Jugendbund für das Mädchen Stettina! Man könnte viele andere Kreise anführen. Auch Privatpersonen, darunter einige Missionarinnen, halfen in dieser Weise. In Amerika, England, der Schweiz und andern Ländern bekam die Blindenschule mit der Zeit treue Freunde, die die Arbeit unter den Blinden Chinas unterstützten.

In Australien lebte ein blinder, gelähmter Mann, der in vielen nichtchristlichen Ländern Asiens Blinde unterstützte. Ein Freundeskreis hatte sich um ihn geschart, von dem jeder, anstatt Geburtstagsgeschenke entgegen zu nehmen, sich eine Spende für die Blinden Asiens erbat! Angeregt wurde diese Sache von einer Dame, die den Blinden besucht hatte. Zwei unserer blinden Mädchen wurden von diesem Kreis in Australien versorgt.

In mannigfacher Weise erlebte man die Fürsorge des himmlischen Vaters. Er ließ auch Schwester Mathilde mit den Blinden bei der Sorge um ein gesünderes Grundstück nicht im Stich.

Der Besuch aus Amerika

Im Frühjahr 1925 besucht eine amerikanische Dame die Blindenschule. Sie hat geschäftlich in der Stadt Changsha

zu tun und wird auf die Blindenschule aufmerksam gemacht. Mit großem Interesse hört sie die Blinden ihre Musikinstrumente spielen und aus der Blindenbibel vorlesen. Sie sieht die feinen Handarbeiten, die gestrickt werden. Sie trifft sich mit den blinden Lehrerinnen, die hier ihre Ausbildung bekommen hatten, und freut sich über alles, was sie sieht und hört.

Die Dame hat aber auch offene Augen für den engen Raum, auf dem man wohnt. Sie hört von der Ansteckungsgefahr durch die tuberkulösen Mädchen, die nicht genügend abgesondert und von den andern getrennt werden können.

»Sie sollten *sofort* etwas tun, damit die Gesunden nicht von den Kranken angesteckt werden!« sagt die Dame mit nachdrücklichem Ernst.

Schwester Mathilde erzählt von ihrem Plan, das Grundstück zu verkaufen, um ein größeres kaufen zu können. Sie erwähnt auch die täglichen Gebetsstunden, die sie in dieser Sache mit den größeren Mädchen hält.

Die Dame hört sich alles mit größtem Interesse an. Sie bietet Schwester Mathilde eine Hypothek an. Da es aber ein Grundsatz der Mission ist, keine Schulden zu machen, kann Schwester Mathilde das freundliche Angebot nicht annehmen. Die Amerikanerin ist betrübt darüber. Sie hätte so gerne geholfen. – Einige Wochen später aber kommt ein Brief von derselben Dame mit einem Scheck über 2000 US-Dollar. An dieses Geld ist die einzige Bedingung geknüpft, *sofort* etwas zu tun, damit die Kranken von den Gesunden getrennt würden.

Nun sind die »Tausende, die benötigt werden« da! Der Herr hat das Flehen seiner Kinder erhört! In der Blindenschule herrscht größter Jubel und Dankbarkeit!

Ein Werk wächst

In der Zwischenzeit ist »Draußen vor dem Osttor« ein Grundstück angeboten worden, das viermal größer ist als das bisherige. Es liegt außerhalb der Stadt in einer gesunden Lage. Es ist ein verwildertes Stück Land mit meterhohem Gras, einigen Grabhügeln und einem kleinen Lehmhaus.

Das Grundstück wird unter viel Dank zum himmlischen Vater erworben. Es wird viel Arbeit kosten, den Platz zu roden. Wege müssen angelegt, Bäume gepflanzt, Garten- und Gemüseland angebaut und Rasen gesät werden. Unter Schwester Mathildes Tatendrang wird alles in Angriff genommen, und gar bald ist alles in einen gepflegten Garten verwandelt, der für viele Blinde und Sehende eine Oase des Friedens werden sollte.

Das *Lehmhaus* wird sofort getüncht und hergerichtet. Noch im selben Monat ziehen sechs lungenkranke Mädchen mit einer chinesischen Hausmutter ein. Sie haben jetzt gesündere Luft, Platz zum Spaziergehen und dementsprechende bessere Kost.

»Ihr müßt uns nun alle *herbeten*«, sagt Schwester Mathilde den Kranken zum Trost, die sich anfangs etwas einsam fühlen, weil der größere Teil der Blinden und die Leiterin noch nicht da wohnen konnten. Schritt für Schritt geht es nun vorwärts.

Ein Plan für ein *erstes Haus* wird gemacht. Zwar kann es kein großes Gebäude, wie man es benötigt hätte, werden. Es fehlen die Mittel dazu. Einstweilen soll für Schwester Mathilde und zwölf Blinde Raum geschaffen werden. Die *Schule* muß zunächst noch auf dem alten Platz weiterge-

führt werden. Aber nach und nach sollten alle hier zu wohnen kommen.

Im Herbst 1925 kann das neue Haus bezogen werden. Es ist, wie auch die nachfolgenden Häuser, nur ein Lehmhaus.

Genau ein Jahr nach dem Einzug »Draußen vor dem Osttor« wird es Schwester Mathilde während einer Gebetsstunde, die Superintendent H. Witt hält, zur Gewißheit, daß sie ein weiteres Haus mit *Schlafsaal*, einem großen *Eßzimmer* und mehreren Klassenzimmern bauen soll. Wieder sollte es nur ein Lehmhaus sein. Nur wenig Geld steht zur Verfügung. Staatliche Mittel zu beantragen stand nicht zur Diskussion. Man erwartet alles vom Herrn.

Es dauerte nicht allzulange, und die ganze Blindenfamilie wohnte zusammen und konnte ihren feierlichen Einzug halten. Das war ein großer Freudentag!

Engpässe

Nach einem sehr heißen Sommer waren die Kräfte der Leiterin des Werkes fast aufgezehrt. Sie war den Sommer über nicht wie die andern Missionsleute auf einen Erholungsberg gegangen, sondern hatte den Neubau beaufsichtigt und war dadurch überlastet. Dazu kamen einige Engpässe. Lassen wir sie selbst die Probleme, die auf sie zukamen, erzählen:

»Woher nehmen wir Geld für Reis, daß die Blinden zu essen haben? Woher soll all das Geld kommen, um für den

Winter Heizmaterial zu kaufen? Wir waren bis jetzt noch nicht imstande, weder den Winterreis noch die Kohlen zu kaufen. Der Reis ist in diesem Jahr so teuer, weil viele Reisfelder überschwemmt wurden.

Da durch den Bau des Hauses unser Geld ganz aufgebraucht ist, weil der Preis höher kam, als veranschlagt, wollen uns die Sorgen recht drücken.

Dies alles treibt auf die Knie: »Herr, wenn du nicht sorgst, ich kann die Last nicht tragen.« Wirklich, mein Mut und meine Kraft sind dahin. Ich konnte nur meinen Tränen freien Lauf lassen und sagen: »Euer Vater weiß, was ihr bedürftet.« – Gott hat das Gebet erhört und uns wieder für die nächste Zeit versorgt.

Er wird auch weiter darreichen, was an Nahrung und Kleidung noch nötig ist – auch für die andern Häuser. Wir erbitten, daß Gott uns die Mittel für eine Schule, für eine Kapelle, für die Lungenkranken ein größeres Haus und ein Schwesternwohnhaus schenken möchte.«

Das sind kühne Bitten, die Schwester Mathilde inmitten von Sorgen und Anfechtungen ausgesprochen hat.

Ein wenig später kommt eine andere Probe:

»Da in dieser Zeit die Banken alle geschlossen sind, möchten wir sorgen, woher wir Geld bekommen oder umwechseln können? Der Herr weiß es und wird Rat schaffen.

Unsere Strickmädchen haben auch keine Beschäftigung mehr. Alle Ausländer sind der Unruhen wegen fort. So gehen keine Bestellungen ein, und die Mädchen verdienen nichts mehr für ihren Unterhalt, was für unsere Arbeit einen Ausfall brachte.

Doch wir halten fest: Er hat noch mehr denn dies, das er dir geben kann.«

Jedes Jahr ein Haus

»Und es kam alles...« Trotz Inflationszeit und großer Armut in den nachfolgenden Jahren durfte man in der Blindenschule Wunder um Wunder erleben. Der Glaube wurde reichlich belohnt.

Schwester Mathilde kann im Jahr 1926 in einem Rundschreiben den Freunden mitteilen: »Der Herr tut Wunder um Wunder. Ich staune und wundere mich, was der Herr in so kurzer Zeit getan. Er hat das Flehen und die Gebete seiner Kinder erhört und uns eine Wohnung hier auf dem neuen Grundstück gegeben.

Wir konnten in den Sommermonaten ein *zweites Haus* bauen. Zwar wird es eng sein, wenn wir alle hier wohnen. Es ist ganz im chinesischen Stil gebaut, hat nur Lehmwände und Lehmfußboden. Es umfaßt ein großes Schulzimmer, mehrere Klassenzimmer und einen Schlafsaal. Wir dachten, daß auf unser Bitten hin große Spenden eingehen würden. Das war nicht der Fall, im Gegenteil. Dann fingen die Blinden an, ganz intensiv zu beten, und wir konnten das Lehmhaus fertigstellen.«

Im darauffolgenden Jahr 1927 konnte ein größeres Haus für die *Lungenkranken* gebaut werden.

In diesem Jahr im Herbst trat Schwester *Anna Forstmeier* mit in die Arbeit ein. Sie war in Siangtan gewesen zum

Sprachstudium. Mit vereinten Kräften wurde die Arbeit erweitert. Die Strickabteilung bekam in Schwester Anna eine sehr gute Leiterin.

Das Haus »Bethel« mit Kapelle konnte am Weihnachtsfest 1929 eingeweiht werden. Das war ein Höhepunkt in der Entwicklung des ganzen Werkes. Man hatte sich schon lange einen Platz gewünscht, wo man ungestört zur Andacht zusammen sein konnte! Die Kapelle lag gegen Norden, nach Süden befanden sich die Strickzimmer, oben waren Schlafräume. Das Haus hatte auch Lehmwände, Backsteine konnte man sich nicht leisten. Die Lehmwände waren aber nicht gut gemacht und hielten nicht lange stand.

Ein langes Stück Umfassungsmauer mußte gebaut werden. Dies würde eine große Ausgabe bedeuten! Man sorgte sich, woher man das Geld nehmen sollte? Die Mauer mußte mindestens drei Meter hoch sein, um das Grundstück zu schützen.

Eines Tages gab es eine große Überraschung: Auf der Südseite fingen Männer an, auszumessen und zu graben. Eine Umfassungsmauer entstand! Wir staunten. Ein reicher Mann hatte das Land neben uns gekauft, er baute eine große Villa und eine feste Mauer darum. Für uns blieb nur ein kurzes Stück Mauer übrig zu bauen! O, welch ein Gott der Treue! – Er hatte vorausgesorgt und erhörte die Gebete der Armen.

Das *Schwesternhaus* »Zionsstille« entstand im Jahr 1934. Schwester Mathilde hatte den Sommer wieder ausgenützt, und als im Herbst der damalige Superintendent H. Witt, offizieller Direktor der Blindenschule, vom Sommeraufenthalt zurückkam, war er erstaunt, daß ohne viel Aufhebens zu machen ein neues Haus dastand.

Lily

An einem naßkalten Märztag des Jahres 1914 sitzt eine englische Missionarin in der Provinz Anwhei in ihrem Zimmer. Sie wollte an diesem Nachmittag Besuche machen bei chinesischen Frauen. Der Regen hält sie davon ab. Es läßt ihr keine Ruhe. Sie nimmt ihren großen chinesischen Regenschirm, der aus bemaltem Ölpapier und Bambusstäbchen gefertigt ist, und geht trotz strömendem Regen aus dem Haus. Ihr Weg führt vorbei an Grabhügeln und Müllhaufen. Plötzlich hält sie inne. War da nicht ein leises Wimmern eines Kindes? Sie sieht ein in Lumpen gepacktes Bündel, geht darauf zu und entdeckt ein elendes Würmlein von einem blinden Mädchen, das jämmerlich wimmert. Die Missionarin schaut sich um, wem das Kind wohl gehören mochte. Einige Frauen kommen herzu und sagen, daß die eigene Mutter das Kind vor zwei Tagen da hingesezt habe und nicht wiedergekommen sei. Nun weiß die Missionarin, warum sie ausgehen *mußte*.

Missionarin Smith nimmt das triefende, zitternde Kind auf ihre Arme, trägt es in ihr Haus und nimmt es in Jesu Namen auf, da es sich offenbar um ein ausgesetztes Kind handelt. Sie gibt ihm den Namen *Sin-Teh*, das heißt »Im Glauben erhalten«. Die Missionarin gibt das Kind bei einer liebevollen Christenfrau in die Pflege. Diese Chinesenfrau sorgt rührend für das wohl zweijährige Kind, das auf dem Müllhaufen umgekommen wäre. Nie kommt jemand und fragt nach dem armen Wesen. Gott selbst hatte seine barmherzige Hand darüber gehalten. Sin-Teh sollte ein Werkzeug in Gottes Hand werden.

Miss Smith erfuhr mit der Zeit, daß die Liebenzeller Mission eine Mädchenblindenschule habe. Sie entschließt

sich, ihr Findelkind zur Ausbildung nach Changsha zu schicken.

An einem heißen Sommerabend erreicht Sin-Teh mit ihrer Begleitperson ihre neue Heimat und wird von den Missionarinnen mit Freuden begrüßt. Fröhlich kommt sie auf die Schwestern zu und fühlt sich vom ersten Augenblick an zu Hause. Hier bekommt sie den Namen *Lily*.

Bald ist sie mit den andern Blinden bekannt, die sehr glücklich sind, ein kleines Schwesterchen bekommen zu haben. Ihr heiteres, frisches Wesen macht allen Freude. Oft hört man sie singen: Jesus liebt mich ganz gewiß, denn die Bibel sagt mir dies.

Lily ist noch zu klein, um mit den andern zur Schule zu gehen, aber sie lernt schon viele Lieder und Bibelverse von den Schülerinnen. Sie spielt mit Margarete, ihrer noch kleineren Freundin, oder die beiden gehen Hand in Hand ins Schulzimmer zu ihrer vielgeliebten Blindenmutter, die am Unterrichten ist. Lily mit ihrer süßen, klaren Stimme meldet: »Zwei kleine Gäste sind da!« Liebevoll werden sie weggeschickt: »Jetzt ist keine Zeit, um kleine Gäste zu empfangen.« Fröhlich gehen sie weg, um nach einer Weile wieder anzufragen, ob jetzt Besuchszeit sei?

Das Beten vergißt die Kleine abends nie. Ohne gebetet zu haben, kann sie nicht einschlafen. Eines Abends geht die Blindenmutter durch den Schlafrum, da sitzt Lily auf ihrem Bett und ruft immerzu: »Es hat noch niemand mit mir gebetet.« Ein andermal kommt sie nach der Morgenandacht: »Es ist niemand da, der mit mir betet!« Die größeren Blinden haben die Pflicht, mit ihren jüngeren »Schwestern« zu beten.

Lily ist in der Schule ein sehr aufgewecktes Kind. Die

Blindenschrift erlernt sie spielend. Bald ist sie die Erste. Es ist eine Freude zu sehen, wie musikbegabt sie ist. Das Harmoniumspielen macht ihr keine Mühe, ebenso beherrscht sie schnell die Gitarre und Mundharmonika.

Eine Geige kommt von Deutschland aus einer Weihnachtstiste heraus. Bevor die Schwestern alles ausgepackt haben, hat Lily schon herausgefunden, die Tonleiter zu spielen.

Bald lehrt sie die andern. Nach Beendigung ihrer Schulzeit wird Lily Musiklehrerin. Sie bringt es unter Anleitung von Schwester Mathilde Vassel so weit, daß sie Bachstücke auswendig spielt. Sie übt Chorlieder mit den Blinden. Eines Tages singen die Blinden vierstimmig das »Große Halleluja« von Händel.

Mit der Zeit werden die Blinden von den höheren Schulen und Kirchen der Stadt eingeladen, und unter der Leitung von Lily geben sie da und dort geistliche Konzerte.

Ein weiterer Höhepunkt im Leben Lilys ist, daß sie die naheliegende Bibelschule besuchen darf.

Täglich sieht man sie mit ihren großen Blindenbüchern unter dem Arm, von zwei sehenden Bibelschülerinnen abgeholt, zur Bibelschule gehen. Sie hat es nicht so gut wie die sehenden Schüler. Die Unterrichtsbücher muß sie alle selbst abschreiben. Aber auch das schafft das unscheinbare blasse Mädchen. Eine Mitschülerin diktiert ihr in liebevoller Weise die Lehrbücher. Dabei strahlt Lily immer. Jedermann hat sie gern.

Ein großer Freudentag für Lily und die Missionarinnen ist es, als Lily nach dreijähriger Ausbildung bei der Abschlußfeier mit den sehenden Schülerinnen und Schülern ihr Diplom überreicht bekommt. Sie ist die Kleinste und

steht in der Mitte, dabei hat sie das beste Examen ihres Kurses gemacht. Lily und wir sind übergücklich und geben Gott die Ehre.

Lily wird in der Blindenschule als Religionslehrerin eingesetzt. Welch ein Segen wird sie auch für die Erwachsenen und Schülerinnen durch ihre feinen Bibelarbeiten, die sie abwechselnd mit den Missionarinnen hält. Ja, an ihr hat sich das Wort erfüllt: »Der den Geringen aufrichtet aus dem Staube und erhöht den Armen aus dem Schmutz« (Ps. 113, 7).

Ein Diamant, aber ein harter

Schwester Mathilde äußert ihrer Mitarbeiterin gegenüber, daß Lily doch ein Diamant sei. – »Ja, ein Diamant, aber ein harter«, erwidert Schwester Anna. In dem folgenden Selbstzeugnis von Lily hören wir sie selbst erzählen, wie Gott diesen harten Diamanten geschliffen und umgestaltet hat:

»Gott hatte mich vom äußeren Verderben errettet. Sollte ich nun nicht eine vorbildliche Christin sein? Dies war leider nicht der Fall. Ich lebte in den Sünden des Streites, des Neides, des Stehlens, der Lüge und der Treulosigkeit.

Obwohl ich viele biblische Wahrheiten im Kopf hatte, war es doch nur ein toter Buchstabenglaube. Mein tägliches Gebet war nur Formsache. Ich wurde getauft, aber ich tat diesen Schritt nur, weil ihn meine Schulfreundin auch tat, und um unsere Leiterin, Schwester Mathilde, zu erfreuen.

Bei jeder Gebetsstunde war ich die erste, die betete. Darum hielt man mich für eine wahre Christin. In der Tat aber hatte ich noch kein verändertes Herz.

Meine Pflegemutter wollte, daß ich mich im Stricken ausbilden lassen sollte. Dies machte mich unglücklich. Ich fing an zu murren und bezweifelte Gottes Liebe. Warum ließ er es zu, daß ich blind wurde? Warum ließ er zu, daß mich Miss Smith auf dem Müllhaufen fand?

Ich betete nicht mehr, oder betete nur, daß ich sterben möchte.

Zu jener Zeit hatte ich eine Schulfreundin, die mir viele unzüchtige, schlüpfrige Geschichten erzählte. Ich freute mich an dem Schmutz und hörte gerne das schmutzige Gerede an. Ja, selbst im Gottesdienst wanderten meine Gedanken zu dem Zeug. Ich hatte Gefallen und ergötzte mich daran, es auch den andern Mädchen zu erzählen.

Sechs Jahre lang ertrug mich Gottes große Geduld. Dann aber bewegte mich die Liebe Gottes so, daß ich Buße tat.

Im Herbst des Jahres 1929 fanden in der uns benachbarten Bibelschule eine Reihe von Vorträgen über den Hebräerbrief statt. Mit nicht wenig Freude hörte ich diese biblischen Botschaften. – Durch zwei derselben wurde ich auf tiefste bewegt: Erstens, als Pastor Cheng über den Heiligen Geist sprach, und zweitens, wie er die Leiden Jesu Christi schilderte. Die Liebe Gottes in Christo Jesu überwältigte mich. Ich hatte mein Herz ihm noch nicht übergeben.

Zwei Tage später sprach Pastor Cheng am Abend noch einmal über die Leiden unseres Herrn. Obgleich ich blind war, öffnete Gott mir die Augen so, daß ich den leidenden Jesus ›sehen‹ konnte. Ich konnte mich der Tränen nicht

erwehren. An dem Abend ging ich mit einem wunden und schmerzenden Herzen in die Blindenschule zurück. Ich fand keinen Schlaf.

Um Mitternacht stand ich auf und betete und bekannte meine Sünden. Da wurde mir bewußt, daß der Eine gegenwärtig war, der zu mir sprach: ›Gehe hin im Frieden. Deine Sünden sind dir vergeben.‹

Am darauffolgenden Tag ermahnte mich der Geist Gottes, meinen Mitschülerinnen gegenüber, denen ich Unrecht getan und die ich verführt hatte, meine Sünden zu bekennen.

Meine Bibel wurde mir ein neues Buch. Meine Gebete waren nicht mehr bloße Form.

Von der Zeit an haßte ich die alten schmutzigen Geschichten. Ich schrie zu Gott, jede Erinnerung daran aus meinem Gedächtnis wegzunehmen. Der Herr gab mir *neue Gedanken*, Gedanken seiner Gnade. Je mehr mir dieses bewußt wurde, je mehr konnte ich ihn preisen.

Überzeugt davon, daß mein Leben nun nicht mehr mir selbst gehörte, sondern ihm, der mich errettete, wurde der starke Wunsch in mir wach, seine Zeugin zu sein. Jeden Nachmittag nahm ich mir eine Stunde Zeit, die Bibel zu lesen und zu beten.

Im Jahr 1930 öffnete sich der Weg für mich in das Bibel-Institut, das in unserem Stadtteil lag.

Im Frühjahr 1931 bekam ich ein neues Verständnis für den Begriff Hingabe durch das Wort Römer 12, 1: ›Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, so, . . . ihr eure Leiber gebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei. . . .‹

Pastor Cheng sagte, daß ein Christ über zwei Dinge sich klar sein müsse: über seine Bekehrung und über seine Hingabe. Er riet uns, ein Stück Papier zu nehmen und einen Bund mit dem Herrn niederzuschreiben. Ich entschied mich, dies sofort zu tun, und am Abend des 17. April 1931 schrieb ich mit bedachter Überlegung meinen Bund mit Gott; und ich habe reichlich Beweise, daß Gott mein Opfer angenommen hat.

Ihm sei das Lob und die Herrlichkeit!«

Käthe

Fuh-chen ist ihr chinesischer Name, das bedeutet: Wahres Glück. Wieweit Käthe von dem wahren Glück entfernt war, erzählt sie selbst:

»Meine Geburtsstätte ist Mienyang in der Provinz Hupeh. Meine Großeltern besaßen einen großen Bauernhof und hatten ein gutes Auskommen. Meine Eltern lebten am Anfang ihrer Ehe glücklich zusammen. Doch mein Vater fing das Opiumrauchen und das Spielen an und lebte in der Sünde. Darum kam es bald dahin, daß meine Mutter im Unfrieden mit ihm lebte. Zank und Streit spielte sich oft in unserem Hause ab. Mein Vater brachte uns um Hab und Gut. Ein Stück nach dem andern wurde verkauft, nur damit mein Vater dem Laster frönen konnte. Um die Familie kümmerte er sich überhaupt nicht. Mutter verdiente mit Spinnen etwas Geld, um der größten Not zu wehren. Doch auch dieses sauer verdiente Geld brachte Vater immer wieder an sich. Die Folge war, daß wir nichts zu essen hatten.

Eines Tages erklärte meine Mutter der Großmutter: »Ich will fortgehen, mir draußen mein Geld verdienen. Fuhren nehme ich mit.«

Großmutter war damit einverstanden, weil auch sie keinen andern Ausweg sah. Doch Mutter war eine Heidin, die nicht die Wahrheit sagte. – Sie ging und wohnte mit einem andern Mann zusammen, mit dem sie sich in letzter Zeit angefreundet hatte. Dieser Mann war leider auch Opiumraucher und hatte nichts zu leben.

Eines Tages überredete mich der Mann, mit ihm zu gehen. Er wolle mir ein schönes Kleid kaufen. Ich glaubte ihm und ging mit. Meine Mutter aber sah ich nie wieder. Er verkaufte mich als Sklavin an eine Familie Tai. Bis dahin war ich noch nie von meiner Mutter getrennt gewesen und weinte bei Tag und Nacht.

Familie Tai behandelte mich gut. Sie forderten von mir, der kleinen Sklavin, keine Arbeit; denn ich war erst sieben Jahre alt und durch die Unterernährung noch recht klein.

Nach einigen Monaten wurde ich sehr krank. Zuerst hielt man meine Erkrankung für nicht gefährlich. Doch bald stellte sich heraus, daß ich Pocken hatte. Der Ansteckungsgefahr wegen trug man mich auf den Speicher und ließ mich dort allein. Anfangs kam noch eine alte Dienstfrau und brachte mir etwas Reis mit ein wenig Gemüse. Doch als die Krankheit an Heftigkeit zunahm, kam niemand mehr. Zudem merkte man, daß ich erblindet war. Es kümmerte sich niemand um mich, denn ein blindes Mädchen war nicht wert zu leben.

Zu essen brachte man mir nichts mehr. – Trotzdem wurde es bei mir ganz langsam wieder besser. Eines Tages kam die Dienstfrau wieder zu mir herauf und sagte mir, daß

man mich entweder erhängen oder ertränken wolle. Dem Tod durch Krankheit war ich entronnen, nun sollte ich meiner Erblindung wegen eines gewaltsamen Todes sterben.

Gott, der Herr, hatte etwas anderes mit mir vor. Die Dienstfrau erzählte in der Nachbarschaft von meinem Schicksal. Eine Christin hörte auch davon. Meine Not ging ihr so zu Herzen, daß sie keine Ruhe mehr fand. Sie fuhr nach Hankow und erzählte dem Leiter der dortigen Knabenblindenschule von mir und meiner Notlage. Der Direktor erlaubte der Frau, mich ausnahmsweise in seiner Schule für Knaben abzuliefern.

Dort angekommen, wurde ich zuerst gebadet und in neue Kleider gesteckt. Ich war so abgemagert, daß ich mit sieben Jahren nur noch zwanzig Pfund wog. Jedermann schaute mich mitleidvoll an und keiner glaubte, daß man mich am Leben erhalten könne. Gutes Essen, Milch und Lebertran halfen jedoch, daß ich bald gesund und kräftig wurde.

Mit acht Jahren durfte ich den Unterricht besuchen. Das dauerte aber nicht lange, ich wurde aufs neue krank. Mein ganzer Körper war mit eitrigen Geschwüren bedeckt. Meine Augen schmerzten mich ebenfalls sehr stark. Sie wurden operiert, doch ohne Erfolg. Die Ärzte beschloßen nun, meine Augen ganz herauszunehmen, damit ich von den argen Schmerzen befreit würde. Langsam ging es der Besserung entgegen.

Wieder durfte ich den Blindenunterricht besuchen. Ich

Zur nebenstehenden Bildseite:

Oben: Teilansicht der Blindenschule »Draußen vor dem Osttor«

Mitte: Hilfslehrerin Maria Wei mit den Kleinen

Unten: Die Blinden mit ihren Missionarinnen (1934)



lernte die Blindenschrift, Lesen und Schreiben. Regelmäßig hörte ich Gottes Wort, verstand aber wenig davon. Nach und nach konnte der Heilige Geist mein Herz öffnen. Es wurde mir zur frohen Gewißheit, daß Jesus in die Welt kam, um Sünder zu retten. Dazu kam die Erkenntnis, daß ich eine große Sünderin war und fern von Gott lebte. Bald konnte ich es im Glauben fassen, daß Jesus auch für mich am Kreuz gestorben ist, damit ich vor ihm gerecht und heilig sei. – Das wurde meine Glaubenserfahrung. Ich wurde sehr glücklich.

Mit 13 Jahren wurde ich getauft. Das war ein großer Freudentag für mich. Die Schule in Hankow wurde nicht lange danach geschlossen, und ich kam nach Changsha, um die Schule zu beenden. Hier hörte ich weiter Gottes Wort. Manchmal hatte ich noch Heimweh nach meiner leiblichen Mutter, da wurde ich eines Tages durch das Wort getröstet, das in Johannes 14, 18 steht: ›Ich will euch nicht Waisen lassen. Ich komme zu euch.‹ Nie, nie mehr fühlte ich mich von da an einsam, mein Herz hatte Freude und Trost in Jesus gefunden.

Die folgenden Jahre ging es noch durch manche Schwachheit des Leibes. Es war mir peinlich, wenn ich manchmal etwas Besonderes zu essen bekam, ich wollte keine Ausnahme unter den andern sein.

Gerne hätte ich auch einen Patenonkel, wie es andere Blinde hatten, gehabt. Das sagte ich meinem Gott und Vater. Er erhörte mich. Ein gläubiger Kaufmann bezahlte für lange Zeit meinen Unterhalt. Meiner Schwachheit wegen konnte ich die Schule nicht beenden. Dafür gab Gott mir Geschicklichkeit im Stricken, und ich konnte so auch etwas verdienen. So hat Gottes Gnade über meinem Leben gewaltet. Die bitteren Erfahrungen benützte er, um mich

zu sich zu ziehen. Er hat das Licht seines Lebens in mein Herz fallen lassen, daß ich nicht mehr in der Finsternis zu leben brauche. Darum preise ich seine Liebe und Gnade.«
– Soweit Käthe.

Als treue Botin Jesu durfte Käthe viele Jahre in verschiedenen Gemeinden den Frauen und Kindern das Evangelium verkündigen. Einige Jahre ging sie mit mir jede Woche in das große neue Gefängnis. Durch ihr freundliches Wesen und ihre überzeugenden Worte gewann Käthe bald das Vertrauen der Gefängniswärterinnen und der Frauen. Einige wurden gläubig.

Käthe benutzte jede Gelegenheit, von Jesus weiterzusagen, sei es dem Rikscharmann, der sie zog, oder den Gästen, die in unser Haus kamen. Sie saß oft im Büro der Leiterin und strickte. »Gib ihnen ein Traktat«, erinnerte sie die Missionarin, wenn geschäftlich jemand im Büro war. Sie hatte ein brennendes Herz für Jesus.

Im Oktober 1937 erkrankte Käthe schwer. Sie wurde durch schlimme Magenschmerzen geplagt und ins Krankenhaus gebracht. Man rechnete mit ihrem Ende und brachte sie in die Blindenschule zurück, aber mit dem Tag der Heimkehr wurde es langsam besser. Doch im folgenden Frühjahr kamen nochmals dieselben Schmerzen. Käthe selbst betete und glaubte, daß der Herr sie wieder aufrichten würde und sie ihre geliebte Arbeit im Gefängnis wieder aufnehmen dürfe.

Mit viel Tränen betete sie für die in Sünde geknechteten Frauen dort. »Herr Jesus, der Arbeiter sind wenige. Wenn du mich wieder gesund werden läßt, will ich deinen Namen tragen, wohin du mich sendest«, betete sie oft.

Bald erkannte sie, daß der Herr andere Gedanken mit ihr

hatte. Sie ergab sich in seinen Willen, nicht ohne viele Tränen.

Das Wort aus Offenbarung 22, 3 tröstete sie. Dort heißt es: »Seine Knechte werden ihm dienen und sehen sein Angesicht, und sein Name wird an ihren Stirnen sein.« – »Der Herr Jesus wird in der Herrlichkeit noch einen Dienst für mich haben. Dort werde ich sein Angesicht *sehen*. Da werden meine Augen nicht mehr blind sein«, sagte sie frohbewegt. Ihr Krankenzimmer war eine Gebetszelle.

In ihren letzten Erdentagen betete sie manchmal: »Lieber Vater, ich danke dir, daß ich dein Kind sein darf. Nimm mich in deine Arme und laß mich darin ruhen.«

Einst ein elendes, verstoßenes, blindes Mädchen, nun aber durch Jesu Liebe ein Königskind!

Eine verborgene Quelle

Die Blinden werden gründlich im Worte Gottes unterrichtet. Sie lernen es lieben, und es erweist sich als eine verborgene Quelle, die Licht und Leben spendet.

Von den blinden Schülerinnen wird viel Wort Gottes auswendig gelernt, ja manche lernen ganze Kapitel auswendig, sogar ganze Evangelien konnten einzelne aus dem Gedächtnis sagen.

Im Zusammenleben der ganzen Familie und im Alltag floß dadurch ein Segensstrom, der sich als Kraftquelle erwies.

Von Zeit zu Zeit wurden bekannte Prediger, Missionare

und Missionarinnen zu besonderen Versammlungen und Bibelkursen eingeladen. Selten verschloß sich eines der Mädchen der Frohen Botschaft. Das innere Leben wurde gefördert, es gab ein Verlangen nach einem Leben der Heiligung. Neuhinzugekommene und Angestellte beehrten auch, diese Lebensquelle zu entdecken und tranken ebenfalls daraus.

Die größte Freude für die Missionarinnen bedeutete es, wenn eines der Mädchen für den Ruf in den Dienst des Herrn das Herz öffnete.

Eine Gruppe der älteren, schulentlassenen Mädchen war bereit, in die nähere Umgebung die Frohe Botschaft weiterzutragen. Sie möchten bei gutem Wetter Traktate verteilen, die Frauen »Vor dem Osttor« besuchen und ihnen von Jesus sagen. Jeder ist dabei, mitzuhelfen, daß den Frauen der Nachbarschaft das Wort vom Kreuz nicht vorenthalten wird. Die Blinden fangen eine Frauenstunde an. Zur gleichen Zeit am Sonntagnachmittag ist Kinderstunde.

Mit großem Eifer wird eingeladen. Die Frauen und Kinder kommen und staunen, wenn ihnen eine Blinde in der Blindenschrift aus der Bibel vorliest und zu ihnen spricht. Die zwölfjährige Hedwig meint: »Schade, daß ich nicht helfen kann. Ich will meinen blinden Mitschwestern, die zum Einladen ausgehen, die Schuhe putzen.« Schwester Mathilde aber sagt: »Hedwig, du darfst auch helfen. Du kannst Harmonium spielen und darfst die Lieder in der Kinderstunde begleiten.« Darüber ist Hedwig sehr glücklich, sie strahlt übers ganze Gesicht und ist ganz bei der Sache. Sie wird ein treues Gotteskind. Später werden Hedwig die Kleinen zur Betreuung übergeben.

Edith und *Käthe* dürfen zum Evangelisieren hinaus aufs

Land. Eine Christin von einem dreißig Kilometer entfernten Dorf hat sie eingeladen. Sie erreichen ihr Ziel mit der Bahn. In einigen Großfamilien werden sie herzlich willkommen geheißen. Nicht selten wohnen hundert und mehr Glieder einer Großfamilie in einem einzigen Gehöft zusammen.

In der Gästehalle oder auf den Höfen gibt es vom Morgen bis zum Abend Gelegenheit zur Arbeit für Jesus. Großmütter, Mütter mit Kindern auf dem Rücken oder an der Brust bringen ihre Holzschemel und lauschen gespannt, was die Blinden singen und sagen. Kinder lernen mit Freuden Chorusse und Bibelverse. Mit Herzen voller Dank kehren die Blinden nach einigen Wochen zurück.

Ein Gutsbesitzer ist durch das Wort Gottes angesprochen worden und lädt Edith und Käthe ein, auch in sein Gehöft zu kommen, damit seine Großfamilie von Jesus zu hören bekommt.

Maria, die noch einen Lichtschimmer sieht, versteht es ausgezeichnet, mit Kindern umzugehen. Obwohl die Kinder von der Straße rechte Rowdys sind und keine Schule besuchen, fesselt Maria sie mit dem Gotteswort.

Für *Lily* bedeutet es eine besondere Freude, wenn sie während der Ferienzeit mit noch einer Blinden zum Einsatz gehen kann.

Unebene Wege, mit Pflastersteinen belegt, oder Lehmwege mit großen Pfützen, bellende Hunde vor den Gehöften, ungewohntes Essen, Wanzen und andere Unannehmlichkeiten begegnen ihnen, und doch kennen sie das innere Muß, das Evangelium von Ort zu Ort zu tragen.

Was ist es aber, das die Frauen und Kinder so anzieht? Sie

haben noch nie von der Liebe Gottes gehört. Sie alle fürchten ja sehr den Zorn der Götzen.

Die Frauen heben ihre Köpfe voll Verwunderung, wenn die Finger der Blinden die Punktschrift tasten und ihnen die Geschichten des Neuen Testaments vorlesen. Oder wenn eine Sehende bei Lily ist, die an Hand von Bildern den Text erklärt.

Je länger die Blinden auf dem Land bleiben, um so ungerner lassen die Frauen sie wieder gehen. Selbst arme Leute versorgen die Blinden freiwillig. Ein Evangelist, in dessen Dorf zwei Blinde einige Zeit mitgeholfen haben, beschreibt ihren Dienst so:

»Ihre Lieder singen sie gut. Die Bibel kennen sie gründlich. Das Wort Gottes lehren sie lauter und rein. Das Evangelium verkündigen sie für alle verständlich.«

Die Blinden kehren mit großer Freude und Dankbarkeit ins Blindenheim zurück, glücklich, daß sie Botinnen des himmlischen Königs sein durften. SOLI DEO GLORIA!

Wassers die Fülle

Bei der wachsenden Blindenfamilie wurde in der trockensten Zeit das Wasser recht knapp. Wasserleitungen gibt es nicht, wohl aber ein tiefer Brunnen ist da. Dieser aber reicht nicht aus. Es muß ein tieferer Brunnen gegraben werden. »Herr, öffne du uns eine Quelle«, war das Gebet der Schwestern, als man tiefer und tiefer graben mußte, schließlich waren es fünfzehn Meter. Hartes Gestein er-

schwerte die Arbeit. Da wird es eines Tages Schwester Mathilde zur Gewißheit, daß an diesem Tage ihr Gebet erhört würde.

Ja, an diesem Tag sollte das Wasser kommen! Das war die Erhörung. »Desselbigen Tages kamen die Knechte Isaaks und sagten ihm an von dem Brunnen, den sie gegraben hatten und sprachen zu ihm: »Wir haben Wasser gefunden« (1. Mose 26, 32). Beglückt schauten sich die Schwestern an, als sie am Abend am Brunnenrand standen und lauschten. Ja, da hörten sie das Wasser rauschen. Frohen und bewegten Herzens brachten sie dem Herrn ihr Dankopfer. In der ärgsten Trockenheit war Wasser die Fülle da!

Trockene Zeiten gab es auch im Innenleben der Blindenfamilie. Da galt besonderes Gebet der Schwestern den Seelen ihrer Anvertrauten. Das innere Wachstum gedieh nicht richtig. Es fand sich viel innerer Widerstand, der bei manchen nach zwanzig Jahren noch nicht gebrochen war. Wie not tat es, daß die verstockten Herzen durch das Wirken des Heiligen Geistes erneuert wurden.

Eine dreiwöchige Evangelisation von *Dr. John Sung* ergab in der ganzen Stadt eine Bewegung zur Buße. Christen und Nichtchristen wurden wacherüttelt. Alte Feindschaften und unlauteres Wesen wurden bekannt und in Ordnung gebracht. Es kam bei vielen zum Durchbruch. Etliche unserer Blinden wurden ebenfalls erfaßt. Der Herr konnte laue Herzen zu neuem Leben erwecken. Gläubige ließen sich reinigen und strebten nach einem Leben der Heiligung. Dieser Segensstrom ergoß sich auch in unsere Blindenschule und brachte Frucht des Geistes.

Ein Mädchen unter der großen Schar war etwas beschränkt und manchmal bockig. Es wurde einem schwer,

sie zu lieben. Doch auch da hatte der Herr Einsehen; auch diese Blinde ist noch ein anderer Mensch geworden und genoß die Liebe der andern. Sie half so treu bei der Pflege der Schwerkranken und Sterbenden, besonders bei den Lungenkranken. Sie freute sich, daß sie selbst nicht angesteckt wurde. So war sie eine große Hilfe.

Die Tuberkulose forderte unter den Blinden große Opfer. Mehr als fünfzig Mädchen starben im Lauf der Jahre, aber immer unter treuer Fürsorge und Fürbitte. Eine amerikanische Missionarin tröstete einmal Schwester Mathilde mit den Worten: »Sie dürfen sie vorbereiten für die himmlischen Wohnungen.«

Besondere Segenszeiten

Sechs Tage lang sprach Missionarin Christensen je vormittags und nachmittags eineinhalb Stunden über das Thema: »Christus hat eine vollkommene Erlösung für uns vollbracht!«

Anhand der Bibel führte sie Schritt für Schritt hinein in das Thema. Sie begann mit Psalm 40, 3: »Er zog mich aus der grausamen Grube und aus dem Schlamm«, und sie endete mit dem herrlichen Siegeslied der Kinder Gottes, Römer 8, 33. 34: »Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns.«

Die Missionarin zeigte die Höhen und Tiefen dieser Botschaft.

In den ersten Tagen erfaßte es die Kleinen. Manche unter ihnen streckten sich aus nach Heilsgewißheit. Gott redete mit den einzelnen. Er erhörte Gebet. Die größeren und schulentlassenen Mädchen wurden eine nach der andern ergriffen, als Fräulein Christensen mit Römer 7 ein Leben des Aufstehens und Fallens vor Augen führte. Ein elendiglich-er Zustand, der tief unglücklich macht. Der Widerstand einiger Mädchen brach, als das herrliche Siegeslied von der Freiheit in Christus verkündigt wurde. Sie übergaben ihr Leben in neuer Weise Gott. Es gab Lösungen. Vieles wurde vor Gott und Menschen in Ordnung gebracht. Sünden wurden bekannt und ans Licht gebracht. Etliche demütigten sich tief vor Gott und Menschen. Es war kein Wunder, daß es wie ein Siegesgesang erklang, als immer wieder der Chorus: Herrliche Freiheit! Wunderbare Freiheit! durchs Haus schallte.

Eine besondere Freude war es für die Rednerin, daß die Blinden die Lieder so schnell auswendig lernten und die Melodie schon nach einmaligem Hören singen konnten. So konnte sie einige besonders wertvolle Lieder lehren, die die Botschaft noch vertieften. An den letzten beiden Tagen herrschte ein reger Gebetsgeist. Es waren Vorstöße in Neuland des Glaubens gemacht worden.

Eine Fahrkarte I. Klasse

Der Sommer ist in jener Gegend Chinas heiß. Die subtropische feuchte Hitze setzt jedem zu und saugt die Kräfte

auf. Die Schwestern der Blindenschule gehen abwechselungsweise auf einen Erholungsberg. Sie erholen und stärken sich in den Urlaubswochen nach Leib und Seele von dem aufopfernden Dienst, der alle Kräfte fordert. In Gemeinschaft mit vielen Missionaren und Gläubigen erleben sie neue Ausrüstung für die vor ihnen liegenden Aufgaben. In jedem Sommer sind dort die Keswick-Konferenzen.

Andererseits aber sollte der Bergaufenthalt auch mit Nützlichem verbunden werden. Schon Monate voraus haben die blinden Mädchen auf einen Verkauf ihrer Handarbeiten hin gearbeitet. Missionare und Kaufleute, die über ganz China verstreut wohnten, fanden sich dort ein und nahmen die Gelegenheit wahr, sich mit Strickwaren, die sie im Inland Chinas nicht kaufen konnten, einzudecken. – Schwester Mathilde ging mit einigen Kisten voller Handarbeiten in den berühmten Erholungsort Kuling. Ein Schulraum wurde gemietet, die Waren dort ausgestellt, verkauft und Bestellungen entgegengenommen. Der Erlös war eine große finanzielle Hilfe für die Blindenschule. Zu Hause beteten die Blinden, daß ihre Sachen auch verkauft würden. Voll Dankbarkeit kehrte Schwester Mathilde Ende August heim.

In Kiukiang traf sie sich mit *Lotte Wu*, einer unserer Blinden. Lotte war für einige Monate zu Hause gewesen, und Schwester Mathilde sollte deren Eltern kennenlernen. Lotte hatte eine gute Heimat. Sie hätte zu Hause bleiben können. Aber sie zog es vor, wieder in die Blindenschule, das heißt, in das Heim zurückzukehren. Sie hatte Sehnsucht nach ihren blinden Freundinnen.

Von Kiukiang bis Hankow reisten die beiden mit einem japanischen Dampfer, der aber so überfüllt war, daß sie in der chinesischen II. Klasse keinen Platz bekamen. Sie sa-

ßem im Durchgang auf einer Kiste und warteten, was der Herr für sie tun würde?

Als das Schiff schon in Bewegung war, forderte sie ein Steward barsch auf, sich nach oben in die I. Klasse zu begeben, denn als Deutsche sollte Schwester Mathilde nicht in der Touristenklasse fahren. Sie wollte aber nicht soviel Geld ausgeben. Sie war mit der Touristenklasse zufrieden. Lotte konnte sich sowieso keine Fahrkarte I. Klasse leisten. – Trotzdem gingen die Beiden nach oben.

Dort wurden sie vom Obersteward sehr unfreundlich angefahren, es sei schon alles besetzt. Er wollte das blinde Mädchen nicht haben. Schwester Mathilde erklärte ihm, daß das blinde Mädchen zu ihr gehöre, und sie dürften nicht voneinander getrennt werden.

Während sie mit dem Obersteward verhandelte, kam ein Soldat auf sie zu und sagte, daß die Fahrkarte für die Blinde besorgt werden würde.

Daraufhin bekamen sie eine Kabine angewiesen. Der Soldat kam mit einer Fahrkarte I. Klasse für Lotte Wu zurück! Ein hoher Offizier hatte sie ihr geschenkt. Am andern Tag erfuhr Schwester Mathilde, daß ein Generalmajor die Fahrkarte bezahlt hatte. – Dankbar priesen sie Gott, der ihnen beistand, als man sie unfreundlich behandelt hatte.

In Wuchang besuchte Schwester Mathilde noch zwei ihrer Ehemaligen, Johanna und Anna, die als verantwortliche Blindenlehrerinnen in der dortigen Blindenschule die Leitung übernommen hatten. Die amerikanische Leiterin hatte der Unruhen wegen ihren Platz verlassen. Wie dankbar waren die beiden, daß sie mit ihrer Blindenmutter manche Probleme besprechen konnten. Gegenseitig be-

fahlen sie sich dem Herrn an, der auch in schwerer Zeit die Seinen nicht verläßt.

Zu Hause am Bahnhof angekommen, wurden Schwester Mathilde und Lotte von Schwester Anna und einigen Blinden abgeholt. Der Empfang zu Hause war, wie üblich, ein überaus herzlicher.

Der Anblick all der glücklichen Gesichter und die Stimmen der geliebten Kinder zu hören, war köstlich. Bald hängten sich die Kleinen an den Arm und Rock der Blindenmutter. Alle drängten sich um sie, wie die Küchlein um die Henne sich sammeln. Die Lastträger, die sonst einen großen Krach machen und mehr Geld verlangen, sagten kein Wort und gingen gerührt davon, nachdem sie ihr Geld und ein Traktat bekommen hatten.

Eine neunjährige neue Blinde war von Hankow mitgekommen, und auch sie wurde mit viel Liebe im Kreise der Blinden aufgenommen, wie auch ihre große Schwester, die Lotte.

Wieder einmal, wie schon so oft, sagte Schwester Mathilde:

»Es ist nirgends schöner als in der Blindenschule!«

Unerwartet große Gefahr

Nach 22 Jahren Chinazeit geht die Leiterin, Schwester Mathilde Vasel, im Jahr 1930 in ihren zweiten Heimaturlaub.

Ihre treue Mitarbeiterin, Anna Forstmeier, übernimmt die Urlaubsvertretung. Der Abschied von ihren geliebten Kindern fiel Schwester Mathilde nicht leicht, doch wußte sie die Blinden in guten Händen.

Die Reisen führen die Missionarin quer durch ganz Deutschland und von Riga bis nach Ungarn und in die Schweiz. Mit Freuden erzählt sie von ihrer Blindenarbeit in China und Gottes wunderbarem Wirken. Sie gewinnt viele neue Freunde. Der Reisedienst wird zu einem frohen Zeugnis für Gottes Sache.

Mitten hinein in dies Erleben kommt im Sommer eine sehr ernste Nachricht aus China. Politische Unruhen sind ausgebrochen. Alle Europäer müssen die Stadt verlassen. Schwester Anna will bei den Blinden bleiben, die Missionsleitung jedoch besteht darauf, den angebotenen Zufluchtsort aufzusuchen. Schweren Herzens verläßt sie die Blinden, die sehr erschrocken sind.

Die Lage für die Blinden ist ernst. Akute Gefahr kommt auf sie zu. Gerüchte, daß die Stadt in Brand gesteckt werden soll, schwirren durch die Luft.

In ihrer Angst stehen die Blinden die ganze Nacht auf dem Balkon von Bethel, um Brandwache zu halten. In dieser Nacht geschieht nichts, in der folgenden wird heftig geschossen. Sie verbringen die Nacht im Schulzimmer. Sie hören, wie hüben und drüben die Fenster eingeschlagen und alles demoliert wird. Überall werden Häuser in Brand gesteckt. Es sind zehn Tage des Schreckens. Die Angst steigt.

Wie ein Engel von Gott gesandt kommt ein Christ, die Blinden zu trösten. Er kniet mit ihnen nieder, betet mit ihnen und verspricht, falls sie in direkte Gefahr geraten, ih-

nen zu helfen. Kaum hat er das Tor hinter sich zugetan, wird er geschnappt als einer, der die »fremde Lehre« gegessen hat! Er kann entfliehen und kommt später wieder.

Am darauffolgenden Tag stürmt eine Horde wild aussehender Männer herein. Gewaltsam brechen sie das Schwesternhaus auf und plündern es leer. Sogar das Harmonium wird weggetragen.

Einige Mutige unter den Blinden versuchen mit der Bande freundlich zu reden, jedoch vergeblich. Sie dringen nun in das Haus »Bethel« ein. Sie drohen, die Blinden zu ermorden. In wilder Flucht rennen sie weg. Die Blinden können außer dem, was sie auf dem Leibe tragen, nichts retten. Kleider, Kommoden, Betten, Koffer, alles tragen die Eindringlinge weg. Sogar die Blindenschreibtafeln mit den unersetzlichen selbstgeschriebenen Blindenlehrbüchern wollen sie durch ein Feuer auf dem Speicher vernichten. Ihre Zerstörungswut kennt keine Grenzen!

Drei Blinde finden den Mut, die Männer freundlich anzuflehen, ihre kostbaren Lehrmittel doch nicht zu zerstören. Aber auch das ist fruchtlos.

Die Blinden rennen auf die Straße und schreien um Hilfe. Das hört Christ W. Er bringt die Blinden zurück und bittet die Eindringlinge mit guten Worten, doch das Feuer auf dem Speicher zu löschen.

Herr W. geht ins Hauptquartier der Soldaten und bringt einige Soldaten mit, um die Plünderer aus dem Grundstück zu vertreiben. Diese aber kommen nachts zurück. Die Blinden sitzen wieder die ganze Nacht auf dem Schulhof und müssen erleben, daß all ihre Lebensmittel, Reis, Salz, Kohlen und das Gemüse vom Garten weggetragen

werden. Am darauffolgenden Tag werden ihnen Kochtöpfe, alles Geschirr, ja selbst ihre Reisschalen geraubt. Sie haben an dem Tag nichts zu essen und zu trinken.

Christ Wang kommt später und bringt ihnen von seinem Reis, damit jeder wenigstens ein Schälchen zu essen bekommt.

Am nächsten Tag sendet Gott Hilfe. Ein Christ unserer Gemeinde vom Südtor kommt. Er betet mit den Blinden, singt ein Lied mit ihnen, geht und kauft drei Maß Reis. Sie preisen Gott miteinander für seine Wunderhilfe.

Am Sonntagmorgen haben sie kaum ihren Reis gegessen, droht ihnen neue Gefahr. Eine Kompanie Soldaten besetzt die drei Häuser und verschanzt sich in ihnen. Wieder stehen die Blinden große Angst aus, aber Gott hält schützend seine Hand über ihnen. Keines der Mädchen wird angetastet. Im Gegenteil: Die Soldaten ergreift das Mitleid. Einer der Soldaten geht sogar mit einem Schuldiener und kauft vier Maß Reis für die Blinden! Die gute Hand Gottes ist über ihnen.

Eine große Schießerei auf dem Grundstück darf sie auch nicht treffen. Sie versammeln sich am Sonntagmorgen in drei Gruppen im Schlafzimmer und danken Gott für erhörtes Gebet. Gott sendet zwei Schwestern namens Tang, die sie trösten, mit ihnen beten und ihnen Beistand leisten.

Die zehn Tage Trübsalszeit bringen den Blinden viel Segen ein. Ihr Vertrauen zu ihrem himmlischen Vater ist gestärkt. Sie sind voll Lob und Dank, daß sie alle bewahrt geblieben sind.

Schwester Mathilde erhält in Deutschland Briefe ihrer Blinden, die besagen, daß trotz großem äußerem Verlust

das Leben all ihrer Lieben erhalten blieb. Da wird auch ihr Herz wieder getröstet.

Schwester Anna kann nach einiger Zeit wieder zu den Blinden zurückkehren, nachdem auch sie große Angst um die Blinden ausgestanden hat. Sie darf erleben, wie Gott manches Menschenherz bewegt, zu helfen, daß die Blinden wieder Nahrung und Kleidung und Betten bekommen. Jahre des friedlichen Aufbaus folgten diesen Tagen des Schreckens.

»Nirgends so schön, wie in der Blindenschule«

Schwester Mathilde hat in ihrem zweiten Heimaturlaub viel Schönes gesehen und erlebt. Sie konnte für die Blindenarbeit manche Freunde gewinnen, die fortan reges Interesse zeigten. In den einzelnen Kreisen und Jugendbünden sind treue Beter für das Werk und für die einzelnen Blinden gewonnen worden.

Aber es zieht sie mit Macht zurück zu ihren Blinden.

Erwartungsvoll stehen Schwester Anna Forstmeier, Schwester Gretchen Rentschler und einige Blinde am Bahnhof, der nicht weit entfernt von der Blindenschule liegt.

Der Schnellzug von Hankow her fährt ein. Ob die Erwartete kommen wird? »Seht Ihr sie noch nicht?« fragt die blinde Lehrerin Elfriede leicht erregt. »Doch, da winkt sie schon aus dem Wagen. Wir müssen ihr beim Handgepäck

helfen.« Aus dem Wagen kommt die vielgeliebte Blindenmutter und steht mit strahlendem Gesicht vor ihnen. Groß ist die Wiedersehensfreude.

»Es ist mir wie ein Traum, daß ich euch nach so langer Zeit wiedersehen darf. Gott hat meinen Herzenswunsch erfüllt, mich wieder in Eure Mitte geführt und Euch am Leben erhalten. Wie froh bin ich!«

Es gibt viel Fragens hin und her, und unversehens ist man an dem Tor der Blindenschule angelangt. Der erste Blick beim geöffneten Tor fällt auf die wartende Blindenschar, die auf der Terrasse des ersten Hauses steht! Die Blindenmutter wird mit Blumensträußen und einem vierstimmigen Lied empfangen. Aus vollem Herzen steigt ein Dankgebet zum Himmel empor. In Erinnerung an all die durchgestandenen Nöte und Trübsal fließen Tränen des Dankes, denn alle Lieben sind durch die Güte Gottes bewahrt geblieben.

»Es ist nirgends so schön, wie in der Blindenschule«, sagt Schwester Mathilde wie schon oft und beginnt mit frohem Mut wieder ihren Dienst. Schwester Anna steht ihr treu zur Seite. Schwester Gretchen Rentschler, die für Schwester Anna während der Abwesenheit der Leiterin eine große Hilfe war, kehrt wieder auf ihre Missionsstation zurück.

Die Freude des Wiedersehens bekommt sehr bald einen großen Dämpfer. Es geschieht etwas Unerwartetes.

»Bethel« stürzt ein

Schon zwei Wochen nach Schwester Mathildes Rückkehr (1931) aus Deutschland wird die Blindenschule von einem Unglück betroffen.

Das erst vor eineinhalb Jahren erbaute Haus »Bethel« stürzte ein. Starke anhaltende Regenfälle weichten an der Nordseite des Baues die Lehmwand auf. Ein heftiger Windstoß brachte sie zum Einstürzen. Das Getöse der zusammenbrechenden Wände rief die Schwestern zur Unglücksstelle, wo sie bleich vor Schrecken auf den Trümmerhaufen der Kapelle blickten.

Der vordere Teil des Hauses, worin sich die älteren Mädchen befanden, war stehengeblieben. Sie kamen mit dem Schrecken davon. Da es gerade um die Mittagszeit passierte, wo sich alle in den Zimmern befanden und niemand draußen herumspielte, blieben alle bewahrt. Bei allem war noch viel Grund zum Danken. Unter Tränen beugten sich die Schwestern unter die Hand Gottes und fragten: »Herr, was hast du uns dadurch zu sagen?«

Bald wurde es der Leitung klar, daß Gott ein neues, schöneres »Bethel« schenken wollte. Der Herr hatte vorgesorgt und bereits die Mittel dafür gegeben.

Nach viel Überlegungen wurden die alten Lehmwände alle abgerissen; denn sie waren nicht gut ausgeführt worden. Wir hatten unsere Lektion gelernt. Diesmal sollte der ganze Bau aus Backsteinen ausgeführt werden, einige Zimmer sollten neu hinzukommen. So entstand ein *neues* »Bethel«. Nach nur drei Monaten Bauzeit konnte die Einweihungsfeier stattfinden. »Sie sollen mir ein Heiligtum machen, daß ich unter ihnen wohne« (2. Mose 25, 8), lag der Feier zugrunde. Die Blinden sangen: »Siehe, die

Hütte Gottes bei den Menschen. Und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein.»

Die Freude über das schöne geräumige Gebäude war groß, hatte man doch drei luftige Schlafzimmer dazugewonnen und damit die Raumnot wieder ein Stückchen behoben.

Die Zusicherung, daß Gott mit den Seinen ist, erfüllte aller Herzen mit Mut und Kraft, dem Herrn weiter unter den Blinden zu dienen.

Es bedeutete einen Höhepunkt im Werden des ganzen Werkes. Junge und Alte erlebten die Wiedergeburt, Glaubenskämpfe wurden ausgefochten, Gebundene erlangten die Freiheit. Haus »Bethel« wurde zu einer Segensstätte.

Ins Glücksnest gefallen

Es war Drachenfest. Fräulein Hsü bat uns, ob Brigitte zum Mittagessen zu ihr kommen dürfe. Sie dürfe auch eine Freundin mitbringen.

Als die blinde Brigitte das vernahm, wußte sie nicht, was sie vor Freude machen sollte. Noch niemals war sie zu einem Festessen eingeladen worden. Hannchen, die auch nie solch eine herrliche Gelegenheit hatte, durfte mitgehen. Beide waren ganz aufgeregt vor Freude. – Der Diensthote, der die Einladung gebracht hatte, sollte die Mädchen mitbringen. Schnell wurden sie fertiggemacht, Gesicht und Hände gewaschen, Sonntagskleider angezogen und ein schönes Haarband um den Kopf gebunden. Mundharmonika und das Lukasevangelium wurden ein-



*Oben: Die älteren Strickerinnen
Mitte: Der Flötenchor
Unten links: »Unsere Kleinen« (1937)
Unten rechts: Eine Blinde »liest«*



gepackt und eine Ermahnung mit auf den Weg gegeben, zu antworten, wenn man gefragt wird, und nicht zuviel zu essen. Bald saßen die beiden in der Rikscha, die der Diensthote hergerufen hatte.

Wie kam Fräulein Hsü dazu, die beiden einzuladen? Sie hatte Fürsprache für Brigitte eingelegt, in unsere Schule kommen zu dürfen. Deshalb hatte sie besonderes Interesse an Brigitte. Aber sie war auch Christin, die den Heiland liebte und darum auch die blinden Mädchen. Sie hatte acht auf die Worte Jesu: »Wenn du ein Mahl machst, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden, so bist du selig, denn sie haben's nicht, dir zu vergelten« (Luk. 14, 13–14).

Nach dem Festessen durften die Blinden Fräulein Hsü und deren Gästen aus dem Evangelium vorlesen und ein Lied auf ihrer Mundharmonika vorspielen. Die liebe Gastgeberin gab ihnen noch Kuchen und Bonbon mit, so bekamen auch die andern Mitschülerinnen Anteil an ihrer Freude.

Bald nach ihrer Rückkehr wurde Hannchen noch durch den Besuch ihres Großvaters überrascht. Drei Jahre zuvor war er schon einmal zu Besuch dagewesen, hatte sich seither aber nicht mehr blicken lassen.

Als er Hannchen sah, die sich nach jeder Seite hin gut entwickelt hatte, konnte er seiner Freude kaum Ausdruck geben. Die Tränen liefen ihm über die Wangen. »Wie gut, daß du hier bist! Du bist in ein Glücksnest gefallen!« sagte er immer wieder. Dabei streichelte er mit seiner rauhen, schmutzigen Hand Hannchens Backen. Hannchen stand daneben und konnte kein Wort hervorbringen ob der Liebesbezeugungen des alten Mannes, der zu ihr gehörte. Dabei erfuhr man auch, daß Hannchens Mutter lange krank gewesen und gestorben sei.

Viele der Blinden haben niemand, dem sie gehören oder der sie will. Doch dürfen sie wissen, daß der Herr Jesus sie liebt und zu seinem Eigentum gemacht hat.

Ien-Ien (Schwälbchen)

Ien-Ien ist ein besonderes Kind. Sie ist ein beschränktes, unbegabtes kleines blindes Mädchen, aber reich im Glauben.

Sie sieht alles, was sie bekommt oder erlebt, von der geistlichen Seite her an, und man wundert sich über ihren inneren Stand.

Eines Tages kam sie zu einer gründlichen Untersuchung in unser Missionshospital. Als sie ins Krankenzimmer geführt wurde, guckte sie sich mit ihrem kleinen Lichtschimmer, der ihr vom Augenlicht verblieben war, im Zimmer um und sagte voller Freude: »Dies ist ein Krankenhaus, in dem man an Jesus glaubt. Wie ich mich freue!« Als man sie an ihr Bett führte und sie auf das schöne frische Bett aufmerksam machte, bemerkte sie: »Ja, das ist alles so schön neu, dafür danke ich Gott, aber darum muß auch bei mir alles neu sein, ein neuer Mensch!«

Noch zwei andere kleine Blinde waren mit ihr im Zimmer. Mit denen sang sie oft den Kranken, dabei ermahnte sie ihre beiden Leidensgenossinnen, beim Singen doch recht ehrfurchtsvoll zu sein. Sobald sie sang, erhob sie sich in ihrem Bett, während die andern beiden liegenblieben.

Die Krankenschwester fragte: »Ien-Ien, hast du denn je-

mand, eine Freundin? Willst du nicht meine Freundin werden?« Prompt antwortet sie: »Der Herr Jesus ist mein bester Freund!« Die Krankenschwester nahm Ien-Ien mit in die andern Krankenzimmer, um mit den Kranken zu beten. Dabei legte sie ein feines Zeugnis über ihren Glauben ab. In ihrer ganzen Kindlichkeit merkte sie gleich, daß das Leute waren, »die noch nicht so recht an Jesus glauben«, wie sie uns nachher erzählte. Ihr Herz ist erfüllt mit der Liebe zu Jesus.

Die Ärzte und Schwestern sagten uns bei der Entlassung: »Das ist ein besonderes Kind. Die ist nicht wie eure andern.«

Tauffest

Pfingsten ist vor der Tür. Erwartungsvoll steht die Christengemeinde am Südtor vor dem Tauffest. Wer wird in diesem Jahr mit dabei sein? Werden auch etliche von den Blinden sich zur Taufe melden? Ob ich zugelassen werde? fragen sich einige der Mädchen, die dem Herrn Jesus ihr Ja gegeben haben.

Am Südtor strömen mehrere Hundert Christen zusammen, darunter 75 Täuflinge! Die Freude strahlt jedermann aus dem Gesicht. Die große Kirche ist überfüllt. Missionar Wohlleber und seine Gattin sind umringt von den Besuchern. Unter den Täuflingen sind auch sechs blinde Mädchen. Wir Schwestern erleben etwas von der Freude in der Ernte, wie wir auch zuvor etwas von der Mühe und Arbeit um die Menschen gespürt haben.

Wie freuen sich die Täuflinge auf den Moment, wo sie vor der ganzen Gemeinde als Glieder aufgenommen werden und ein Zeugnis von dem, was sie mit Jesus erlebt haben, ablegen dürfen.

Die blinde *Elise* wird aufgefordert, ein Zeugnis zu sagen. Mit großer Freudigkeit erzählt sie vor der versammelten Gemeinde, wie sie früher dem Evangelium widerstrebt hat, wie sie blind geworden ist, wie sie in der Verzweiflung darüber mehrfach versuchte, sich das Leben zu nehmen. Aber Gott sah nach ihr, führte sie in die Blindenschule. Sie blieb aber trotzdem ihren Götzen treu. Während sie in der Andacht saß, murmelte sie ihre Litaneien, um Gottes Stimme zu übertönen. Durch verschiedene Anlässe bezeugte sich der lebendige Gott in ihrem Leben und gab ihr Licht. Sie bekehrte sich gründlich.

Drei Tage werden *Elise* unvergeßlich bleiben: Der Tag ihrer Erblindung, der Tag ihrer Bekehrung und ihr Tauftag. Sie schloß ihr sprudelndes Zeugnis mit: »Halleluja!«

Die andern fünf Mädchen bekommen am Abend in der Blindenfamilie Gelegenheit, zu erzählen, wie sie sich für den Herrn entschieden haben.

Die fünfzehnjährige *Iris* geht in ihrem Zeugnis von dem Wort aus Psalm 27, 10 aus: »Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.« Tränen wollen ihre Stimme ersticken, als sie bezeugt, daß dies Wort sich an ihr erfüllt hat. Ihre Mutter starb, als sie vier Jahre alt war. Ihr Vater setzte sie danach aus, weil sie blind war. »Hier«, sagt sie, »bekam ich alles Gute für Leib und Seele. Ich habe tiefen Frieden im Herzen und bin nun Gottes Kind und Erbe. Jesus hat sich meiner Sünde wegen mit beiden Händen und Füßen ans Kreuz schlagen lassen, damit ich gerettet würde und das ewige Leben empfangen. Ja,

er hat den Zorn abgewendet, mich von aller Sünde reingewaschen und mich durch seinen Heiligen Geist erleuchtet. Ich bekam unermeßlichen Frieden und Freude ins Herz.«

Maria Ting bezeugte: »Der Herr führte mich auf wunderbare Weise in die Blindenschule, aber ich verfehlte mich oft gegen den Herrn Jesus, gegen meine Lehrerinnen und Mitschülerinnen. Letztes Jahr hat eine Magd des Herrn mit mir gesprochen. Sie fragte mich, ob ich mich schon bekehrt habe?

Sie forschte weiter: »Hast du dich noch nicht völlig dem Herrn übergeben?« Diese Frage ging mir sehr zu Herzen, ich kniete nieder, betete und bekannte meine Sünden. – Gott sei Dank, er erhörte mein Flehen. –

Damals entschloß ich mich zur Taufe. Der Feind aber setzte mir immer wieder zu und ich legte den Gedanken wieder weg. Gott sei Dank, daß ich dieses Jahr noch einmal Gelegenheit bekam, zur Taufe zu kommen.

Meine frühere Lauheit ist weg. Der Herr schuf ein Neues, aber ich selbst habe keine Kraft, darum bitte ich euch, daß ihr für mich betet.«

Erika, die Jüngste im Kreis, konnte bezeugen: »Ich komme aus einem finstern Hause und sehr schweren Verhältnissen. Meine Mutter mußte arbeiten, und ich mußte Betteln gehen. Als ich zu diesem Zweck in die Stadt kam, hatte ich große Angst, wenn ich die Rikschas so dicht an mir vorbeifahren hörte. (Man denke an die engen Gassen, in denen sich so viele Menschen aufhielten, dazwischen die Rikschas!) Ich fürchtete, daß die Schutzleute mich aufgreifen würden. Da es mir so schwer fiel, wollte ich nicht Betteln. Meine Mutter aber sagte, wenn sie mich abholte: »Wenn du nicht Betteln willst, lasse ich dich hier auf der Straße!«

Aber Gott sah meine schwierige Lage. Durch Prediger Wang kam ich in die Blindenschule. Dadurch wurde ich, dem Herrn sei Dank, aus meinem Elend errettet. Doch ich war einige Jahre zu töricht, Gottes Liebe und Gnade anzunehmen. Durch Versammlungen von Frau Missionar Wohlleber wurde ich im vergangenen Jahr erweckt. Der Geist Gottes zeigte mir mein Herz. Frau Wohlleber sprach darüber, daß Judas das Wort Jesu drei Jahre lang umsonst gehört hat. Da mußte ich denken: Ich bin noch schlechter als Judas. Ich habe vier Jahre umsonst gehört. Heute habe ich ewiges Glück erfahren. Da denke ich an meine Mutter und meine anderen Angehörigen, die dies Glück noch nicht haben. Darum möchte ich nach meiner Schulzeit in meine Heimat zurückkehren und das Evangelium verkündigen, damit meine Mutter sich auch bekehren kann. Dafür bete ich.«

II. Teil

Notjahre

In den dreißiger Jahren

In den dreißiger Jahren wuchs die Arbeit beständig. Die Blindenschule erlebte eine Blütezeit und konnte weiter ausgebaut werden. Obwohl die Missionsgaben aus Deutschland recht spärlich eintrafen, war doch kein Mangel da. Der Kreis der Freunde der Blindenschule vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Die christlichen Kirchen der Stadt bekamen Interesse an diesem Liebeswerk und öffneten ihre Türen zur Mitarbeit. Dadurch wurde eine größere Zahl von Aufnahmen von blinden Mädchen ermöglicht.

Anfangs der Dreißiger Jahre waren Herr und Frau Dr. Witt vorübergehend mit in der Arbeit. Das war eine wertvolle Hilfe in der Verwaltung des Werkes und entlastete die Schwestern sehr, auf deren Schultern die Kassenverwaltung mitsamt der großen Inlands- und Auslandskorrespondenz lag. In England, Amerika, Australien, der Schweiz und Ungarn waren Menschen willig, die Blindenarbeit zu unterstützen. Englische und deutsche Rundbriefe wurden vierteljährlich versandt. Während der kurzen Zeit der Mitarbeit von Familie Dr. Witt kehrte plötzlich große Trauer ein. *Iris*, die zweijährige Tochter, starb innerhalb weniger Tage an einer Tropenkrankheit. Wie trauerten die Blinden mit den Eltern um diesen blonden Liebling aller. Ihre irdische Hülle ruht auf dem Hügel im Blindenschulgarten, den Schwester Mathilde sich schon längst als ihren Begräbnisplatz ausersehen hatte.

Im Herbst 1933 fuhr Schwester Anna Forstmeier in ihren ersten Heimaturlaub. Zuvor wurde Schwester Helene Luginsland als dritte Schwester in die Blindenarbeit berufen. Sie übernahm die Arbeit von Schwester Anna. Letztere kam 1935 mit Freuden vom Urlaub zurück und berichtete

von vielen neuen und alten Freunden, die sie besucht hatte. –

»Schwester Mathilde steckt schon wieder voller Baupläne!« sagt jemand scherzend von ihr.

Ein *Schwesternhaus* soll erbaut werden. Da man sich keinen Architekten leisten kann, wird nur ein Baumeister zugezogen, nachdem die Schwestern selbst den Plan gemacht haben. »Kommst du mit auf den Bauplatz?« fragt Schwester Mathilde ihre Mitarbeiterin nach dem Mittagessen. Anstatt sich zur Ruhe begeben zu können, muß auf dem Bauplatz alles nachgesehen werden. Das Haus wird, ohne viel Wesens daraus zu machen, im Sommer 1934 erstellt und ergibt ein liebes Heim für die Schwestern.

Es gehen zahlreiche Gäste durch die Blindenschule und das Schwesternhaus. Die Missionare vom Inland, die geschäftlich in der Provinzhauptstadt zu tun haben oder sich auf der Durchreise befinden, lassen sich von den Schwestern gern zu einem Besuch einladen.

Das Schwesternheim übt auch auf die Missionskinder, die zur Schule gehen und mitten in der Stadt wohnen, eine Anziehungskraft aus. Gelegentlich kommen sie mit ihrer Lehrerin und tummeln sich mit den Blinden auf dem Gelände.

Wie in jedem »Heim« werden alljährlich schöne Fest- und Gedenktage gefeiert. Das 25jährige Jubiläum am 10. März 1933 war einer der großen Festtage. »Der Herr hat Großes an ihnen getan. Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich« (Ps. 126, 2. 3).

Das war der wechselvolle Freudenton, der an diesem Tage die Herzen bewegte. Viele Gäste, westliche und einheimische, waren zur Feier gekommen. Jeder bekam wohl den Eindruck: Hier hat Gott Großes getan. Zahlreiche Dar-

bietungen der Blinden brachten zum Ausdruck: Unser Leben ist so reich geworden dadurch, daß wir inneres Licht bekommen haben und die Möglichkeit hatten, in der Blindenschule zu leben. Das »Große Halleluja« von Händel hatte die Lehrerin Elfriede mit zehn Blinden vierstimmig eingeübt und zum Schluß der Festfeier mit Harmoniumbegleitung vorgetragen. Tief beeindruckt von diesem Jubelchor, der die Feier eindrucksvoll abschloß, verließen die Besucher dankbar die Kapelle.

»Aus dem Herzen Gottes ist es gekommen, daß hier die Blindenschule sein sollte. Er hat es uns ins Herz gegeben. Er hat uns gesandt, daß wir den Blinden dienen sollten. Ihm allein gebührt die Ehre. – Wir danken Gott für jedes blinde Mädchen, das die heilsame Gnade Gottes angenommen hat und in dem der Herr sein Werk tun konnte. Er hat uns die Früchte unserer Arbeit gegeben. Es war nicht umsonst, daß wir ihm dienen durften«, schreibt Schwester Mathilde in dem Vierteljahresbericht am 7. 4. 1933.

In den 25 Jahren des Bestehens sind 111 blinde Mädchen aufgenommen worden. Mehr als 30 sind in diesem Zeitraum in die Herrlichkeit vorangegangen. Im Rückblick sagt sie: »Im Jahr 1925 erhörte Gott unsere Gebete und gab uns den größeren, gesünderen Platz, auf dem wir jetzt wohnen; und ein Haus nach dem andern wurde uns aufs Gebet hin geschenkt, so daß es jetzt eine Stätte sein darf, wo der Segen Gottes zu sehen ist und ein glückliches Zusammenleben und -arbeiten aller Herzen erfreut. Wer sollte sich da nicht freuen und von Herzen mit uns den Herrn preisen für seine große Barmherzigkeit und Gnade, die er an diesen blinden Mädchen getan hat?« –

Einer der festlichen Anlässe ist der sechzigste Geburtstag der Blindenmutter. Da wird von den Lehrerinnen und

Schülerinnen gesungen und gedichtet, und die Blinden musizieren um die Wette. Selbst die Kleinsten machen mit Schellen, Fahrradklingeln, Blechdeckeln und Töpfen einen fröhlichen »reh-lau« (Krach). Es liegt ein Glanz auf den augenlosen Gesichtern.

Die Sonntage sind besonders schön und reichlich ausgefüllt. Am Gottesdienst nimmt die ganze Blindenfamilie samt den andern Hausgenossen teil, aber auch aus der Stadt kommen eine Anzahl Leute.

Nachmittags ist Frauen- und Kinderstunde für die Leute aus der Nachbarschaft, und abends versammeln sich die Blinden mit der Leiterin zu einer Gebetsstunde, in der besonders der Freunde im Ausland gedacht wird und deren Briefe vorgelesen werden.

Der ganze Platz ist eine Oase des Friedens, »Draußen vor dem Osttor«, im Gegensatz zu der Großstadt, die Sonntag wie Werktag alle Geschäfte offen hat, und wo die Lastträger alle Arten von Lasten mit großem Geschrei befördern.

Ein heißer Sommer und viele Nöte

Wir sitzen an einem heißen Spätsommertag 1937 auf einer Bahnstation an der großen Bahnlinie Peking-Hankow und warten. Der Zug, der morgens um 10 Uhr abfahren sollte, läuft erst am Nachmittag gegen 6 Uhr ein. Welch ein Schrecken erfaßt uns! Auf den Dächern, auf den Puffern und in den Wagen selbst ist alles überfüllt von Flüchtlingen aus dem Norden. Der japanisch-chinesische Krieg

ist ausgebrochen und wirft seine dunklen Schatten voraus. Wir sind froh, daß wir noch heil nach Hause kommen. Immer häufiger werdende Alarme und Bombenangriffe mehren sich auch bei uns im Inland. Der Sommer 1938 ist heiß und sehr anstrengend.

Es wird uns klar: Die Nerven der Schwachen unter den Blinden sind zu sehr mitgenommen. Sie müssen weg aus der Gefahr. Aber wohin? Missionarin Gretchen Rentschler hatte schon immer gerne erholungsbedürftige Blinde bei sich aufgenommen. Das war ihr Zufluchtsort.

Nachdem wieder ein Bombenangriff erfolgt ist, drängt Schwester Mathilde sehr: »Die Mädchen müssen weg. Sie dürfen keinen Bombenangriff mehr mitmachen. Komm, wir gehen zum Busbahnhof und sehen zu, daß wir für morgen einen Bus bekommen.« Gesagt – getan. Kaum kommen wir auf die Hauptstraße, entdecke ich in einem großen Hof mehrere Rote-Kreuz-Fahrzeuge. »Laß uns doch mal hier hineingehen und fragen. Da könnte uns am ehesten Hilfe werden«, sage ich.

Wir werden einem Sanitätsoffizier vorgestellt. Schwester Mathilde fleht ihn und die andern Herren an, doch ein Fahrzeug für die Blinden freizustellen, um morgen die Blinden aufs Land zu bringen. Der Offizier ist freundlich, aber verspricht gar nichts. Sie hätten durch den gestrigen Angriff sehr viel zu tun. »Morgen ist es uns ganz unmöglich« fährt er fort. – Wir gehen heim, denn auch am Omnibusbahnhof wird uns jede Bitte abgeschlagen.

Schwester Mathilde aber wendet sich an eine andere Adresse. Sie glaubt, daß Gott die Herzen der Rot-Kreuz-Leute willig macht und ein Auto freigibt.

Sie ordnet an, daß fünfzehn Blinde ihre Sachen packen,

ihre Betten mitnehmen und am nächsten Morgen zur Abfahrt bereit sein sollen. –

Schon am frühen Morgen werden die Bettenbündel und Koffer nach vorne ans Tor getragen. Die ganze Blindenfamilie wird aufgefordert zu beten, daß die Abfahrt am frühen Mittag sein könne. – Das Essen wird vorbestellt. Schon vor 12 Uhr sitzen die Blinden mit Schwester Mathilde reisefertig auf ihren Bündeln am Tor. – Das Rote Kreuz hatte nichts von sich hören lassen.

Auf einmal kommt der Sanitätsoffizier und will absagen. – Er ist aufs Höchste erstaunt, als er Schwester Mathilde mit den Blinden so erwartungsvoll auf ihren Bündeln sitzen sieht, fertig zur sofortigen Abreise. Er kann nicht anders als zusagen. – Innerhalb einer Stunde ist alles auf einem Lastwagen verstaut. Schwester Mathilde fährt mit. Sie ist glücklich, daß ihr Glaube wieder einmal so herrlich belohnt wird. Gerade noch zur rechten Zeit kommen sie weg, bevor der nächste Angriff erfolgt. – Durch dies Erlebnis sind die Blinden im Glauben gestärkt, auch die zu Hause gebliebenen erstarkten im Vertrauen. Sie wissen, daß er auch *in* der Gefahr bewahren kann. Schwester Mathilde kommt nach 14 Tagen mit neuen Kräften zurück. Die Blinden sind bei Schwester Gretchen gut aufgehoben. Es ist für sie ein Bergungsort.

In Sturm und Wetter

Im letzten Vierteljahr des Jahres 1938 löste ein Schrecken den andern ab. Wir waren in Sturm und Wetter, aber der

Herr war bei uns. Täglicher Fliegeralarm hielt uns in Furcht und Schrecken, trieb uns in den Unterstand, um Schutz zu suchen, und ins Gebet.

Am Morgen des 19. Oktober 1938 bombardierten die Japaner den Norden der Stadt Changsha. Nachmittags kamen sie wieder und warfen ihre Bomben diesmal in unsere Gegend »Draußen vor dem Osttor«.

Zwei Bomben fielen auf unser Grundstück. Eines der Häuser wurde zerstört, alle anderen mehr oder weniger beschädigt.

Wir saßen im Garten im Unterstand, der bedenklich wackelte. Dabei hatten wir kaum einen Meter Erde über uns. Wir glaubten, wir würden alle lebendig begraben. Es waren furchtbare Minuten. Der Herr aber bewahrte unser aller Leben. Unter dem Schatten seiner Flügel hatten wir Zuflucht gefunden. Die eine Bombe fiel in unseren Teich, zerwühlte ein großes Stück des Gemüsegartens, zerstörte den Brunnen, riß auf beiden Seiten die Umfassungsmauer ein und warf große Erdklumpen in unseren und den angrenzenden Nachbarsgarten. Dort wurden zwei Männer getötet. Die andere Bombe zertrümmerte das erste Haus vorne am Weg. Ein Schneider, der dort im Eckzimmer arbeitete, hatte gerade in dem Augenblick das Zimmer verlassen. Er blieb unversehrt.

Eine Palme stand neben dem Eingang des Hauses. Sie wurde entwurzelt, und der Wurzelstock landete in meinem Zimmer im Schwesternhaus, das dreißig Meter entfernt und höher liegt. Der Torhüter und die Schuldienner mit noch andern Schutzsuchenden befanden sich im Torhüterhäuschen, nur dreißig Schritte von dem Bombeneinschlag entfernt. Kein Bombensplitter durfte sie treffen.

Eine Frau mit zwei kleinen Kindern hatte unter einem Apfelsinenbäumchen neben dem Teich im Graben Schutz gesucht. Dicke Erdklumpen lagen auf dem Bäumchen, das umgeknickt war. Mit Lehm überzogen kroch die Frau mit ihren Kindern unverletzt aus dem Dreck, ja sogar eine Ente, die auf dem Teich war, wackelte am andern Tag über und über mit Lehm beschmutzt am Tor herum.

Wie dankten wir Gott, daß wir alle am Leben blieben und keinen Toten zu beklagen hatten. Tief gebeugt und im demütigen Dank staunten wir über soviel Bewahrung in größter Gefahr.

So du durchs Feuer gehst...

Da alle Häuser der Blindenschule schwer beschädigt waren, zogen wir mit den Blinden auf Einladung von Dr. Keller in eines der großen Gebäude des Hunan-Bibel-Instituts, das nur zehn Minuten entfernt liegt. Schwester Mathilde und ich blieben zunächst noch nachts in der Blindenschule und waren nur tagsüber bei den Blinden. Als aber schließlich alle Nachbarn um uns herum sich auf die Flucht begaben, fürchteten wir uns und zogen auch in die Bibelschule um. Schwester Mathilde hatte fest geglaubt, daß der Herr uns mitsamt den Häusern bewahren würde. Nun war es anders gekommen. Es fiel uns sehr schwer, auf diese Weise die Häuser leerstehen zu lassen. Doch wir beugten uns unter die gewaltige Hand Gottes, der keinen Fehler macht. Ein schwererer Schlag kam bald danach.

Am 13. November 1938, kaum drei Wochen später, folgte der Brand von Changsha.

Als wir morgens um drei Uhr geweckt wurden, stand die ganze 500 000 Einwohner zählende Stadt in Flammen. Sie war an sechzehn Stellen angezündet worden. Das entsetzliche Feuer brannte fünf Tage und Nächte. Schwarze Rauchwolken verdeckten die im Osten aufgehende strahlende Herbstsonne. Furchtbares Elend der mit Entsetzen fliehenden Bevölkerung mußten wir mitansehen. Zeitweise wollten sie die eisernen großen Tore der Bibelschule stürmen. Unsere Hospitalgeschwister, die die sterbende junge Schwester Johanna Krauth in das Yale-Hospital außerhalb der Stadt gebracht hatten, kamen auch auf das Bibelschulgrundstück. Unser Hospital war abgebrannt, ebenso andere Missionsgebäude in der Stadt. Wir waren eine große leidgeprüfte Missionsfamilie geworden. Schwester Johanna wurde auf dem Blindengrundstück beerdigt. Diese Novembertage werden uns allen unvergeßlich bleiben.

Am 8. Dezember kam für alle ein neuer Schrecken. Mitten in der Nacht wurde ich von einem Blutsturz überrascht. Schwester Mathildes und meine Kraft waren durch all die Erlebnisse sehr geschwächt. Der Zusammenbruch meiner Gesundheit beugte uns tief. Schwester Mathilde litt besonders schwer unter diesem für uns unverständlichen Geschehen. Mein Weg führte ins Krankenzimmer, und kaum vier Wochen später war ich auf dem Weg zurück in die Heimat.

Schon am 26. Dezember, zwei Tage vor meiner Abreise, legte sich Schwester Mathilde Vassel mit hohem Fieber zu Bett. Sie hatte Typhus. – Die Blinden, die sich auf dem neuen Grundstück und dem großen Haus in der Bibel-

schule noch gar nicht recht eingelebt und zurechtgefunden hatten, liefen ganz verstört herum und weinten viel in ihrem großen Kummer um ihre Blindenmutter. Sie flehten bei Tag und Nacht den himmlischen Vater um seine Hilfe an.

Schwester Mathildes letzte Wegstrecke

Das Jahr 1938 war für Schwester Mathilde wohl mit das schwerste ihres ganzen Lebens.

Als sie im November 1937 das 30jährige Jubiläum ihrer Chinazeit feierte, war das ein Höhepunkt ihres Lebens. Es war rührend, wie die Blinden ihre Liebe und Dankbarkeit zum Ausdruck brachten; und Schwester Mathilde selbst freute sich über das Maß der Gnade, das sie in ihrer langen Dienstzeit in der Blindenschule erleben durfte. Sie bezeugte es in aller Demut, wie der Herr sie in die Blindenarbeit gestellt, dort gebraucht und gesegnet hat, wie sie die Schule in ihren ersten Anfängen erlebte, wie sie bauen und erweitern durfte, ja wie die Blindenschule ihr Platz für ihr ganzes Leben war, vom Herrn selbst geschenkt. Sie faßte zusammen mit den Worten des 23. Psalmes »Mein Becher fließt über«.

Damals stand sie noch so recht in der Vollkraft ihres Lebens, und sie war noch voller Tatendrang. In jene Tage fielen jedoch schon die ersten Schatten des chinesisch-japanischen Krieges und die große Sorge um die Zukunft der Blinden: »Werden wir mit den Blinden bleiben können?«

»Für die Blinden kann ich alles« war einer ihrer oft ausgesprochenen Worte. Für sich selbst war ihr klar, daß sie unter allen Umständen bleiben würde, und sollte es sie das Leben kosten. Das Blindenschulgrundstück lag ihr sehr am Herzen, wo viel Lebenskraft zum Aufbau dieses Werkes gedient hatte, das ihr Stolz war und wo sie sich nach ihren eigenen Worten »fühlte wie eine Fürstin«! Daß dieses Grundstück mit allem, was darin lebte und webte, dem Herrn gehörte, verlieh ihr und uns allen den festen Glauben, daß der Herr es bewahren werde. Gerade darum war es für Schwester Mathilde solch ein schwerer Schlag, als das Gegenteil eintrat und zwei Bomben soviel Schaden anrichteten. Das waren wohl die schwersten Tage ihres Lebens. Als wir vor den Trümmern standen, entwandt sich ihr ein Seufzer: »Herr, warum hast du das tun müssen?« Von da ab schwand ihr Lebensmut, und ihre Kräfte nahmen zusehends ab.

Es ging durch viel Selbstgericht und innere Lösungen. Das schwerste war, daß das Blindenschulgrundstück nicht mehr von dem Gesang und den Stimmen der Blinden widerhallte. Daß kein blindes Mädchen mehr ihr entgegenkam, machte ihr den Aufenthalt dort fast unerträglich, und oft rief sie aus: »Wie schrecklich ist es hier, seit die Blinden nicht mehr da sind. Ich kann es ohne die Blinden hier nicht aushalten.« Schwester Mathilde war nicht dazu zu bewegen, sich in der Bibelschule einigermaßen häuslich einzurichten. Sie betrachtete es nur als Übergangstation.

Die Brandtage mit all dem lähmenden Schrecken und Elend machten sie vollends »urlaubsreif«. Während sie früher immer der Meinung war, daß sie nie wieder in die Heimat in Urlaub gehen werde, brachten die Ereignisse sie soweit, daß sie doch ernstlich sich damit befaßte, im Früh-



Oben: Missionarinnen und Lehrerinnen

Mitte: Unsere Kleinsten ertasten im Frühjahr die neuen Blätter eines Strauches

Unten links: »Nirgends so schön wie in der Blindenschule«

Unten rechts: Die blinde Lehrerin Elfriede mit einer ihrer Schülerinnen



jahr 1939 nach Deutschland und daran anschließend nach Amerika in Urlaub zu fahren.

Doch der Herr hatte andere Pläne. Im Blick auf die dunkle Zukunft erfaßte sie je und dann ein Grauen, und sie sagte: »Da möchte man lieber heimgehen.« Als dann meine plötzliche schwere Erkrankung mich aus der Arbeit riß und ich Ende Dezember 1938 in die Heimat zurückkehren mußte, war das ein weiterer schwerer Schlag für Schwester Mathilde; denn das stellte mit einem Mal auch ihren Heimaturlaub in Frage. Wir beugten uns unter Gottes gewaltige Hand und befahlen ihm unsere Blinden mitsamt dem ganzen Werk.

Noch einmal bereitete sie unter Aufbietung ihrer letzten Kraft die Blindenschul-Weihnachtsfeier vor. Als die Weihnachtsfeier so schön verlief, sicher zum Trost und Segen für viele Flüchtlinge, die daran teilnehmen konnten, sah es aus, als ob ihre alte Elastizität wieder Besitz von ihr ergriffen hätte.

Ein unvergleichlich schöner Weihnachtsabend bei mir im Krankenzimmer war sozusagen der Abschluß ihrer irdischen Arbeit, denn schon am zweiten Weihnachtstag legte sich Schwester Mathilde mit hohem Fieber zu Bett. Sie hatte schweren Typhus, dem sie am 20. Januar 1939 erlag.

Während ihrer Krankheit erfreute sie ein Traum, in welchem ihr bereits in die obere Heimat vorangegangene Blinde im Reigen singend mit vielen Blumen entgegenkamen. Das erfreute ihr Herz, bevor sie in die obere Heimat abberufen wurde.

Welch eine Trauer kehrte unter den Blinden ein. Sie weinten ihrer Blindenmutter viele Dankestränen nach und setzten ihr im Blindenschulgarten, wo sie auf die erste Aufer-

stehung wartet, ein Denkmal. Auf der Rückseite des Grabsteines ließen die Blinden alle ihre Wohltaten, sogar das »Nägelschneiden«, einmeißeln.

»Wer sind diese, mit den weißen Kleidern angetan, und woher sind sie gekommen? Diese sind's, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider hell gemacht im Blut des Lammes. Darum sind sie vor dem Thron Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel; und der auf dem Stuhl sitzt, wird über ihnen wohnen« (Offb. 7, 13–15).

Bleibend ist Seine Treu

Missionarin Anna Forstmeier wurde im Januar 1939 kurz vor dem Heimgang von Schwester Mathilde Vassel in die Blindenarbeit zurückgerufen. Sie hatte wegen angegriffener Gesundheit, ebenso wie ich, der Blindenschule fern sein müssen. Die Rückkehr von Schwester Anna wird den Blinden zum großen Trost. Sie übernimmt die Leitung und tritt mit viel Liebe trotz schwacher Kraft in die entstandene Lücke. Als erstes hat sie den von Schwester Mathilde noch geschriebenen Rundbrief und die Nachricht vom Heimgang Schwester Mathildes zu versenden. Der Jahresabschluß muß gemacht werden. An Aufgaben fehlt es nicht. Sie übernimmt eine große Verantwortung. Schwester Anna führt das Werk ganz in der Gesinnung der langjährigen Leiterin fort und darf ein Segen für die Blinden sein.

Die Zeiten sind weiterhin unruhig, die Menschen und die Stadt gefährdet, die Blindenfamilie bleibt in der Bibelschule evakuiert.

Mitten im Wirken für den Herrn wird auch Schwester Anna todkrank. Das bringt erneute Prüfungen und Ängste für die Blinden und die Mission, hat man sich doch kaum von dem Schweren, das im letzten Halbjahr über sie gekommen ist, erholt. Die Gallenkoliken nehmen zu, das Fieber steigt auf über vierzig Grad. Alle bangen um das Leben der jetzigen Blindenmutter.

Die Beter werden auf den Plan gerufen. Zwei Tage und zwei Nächte ringen die Blinden um das kostbare Leben. Die Blinden fasten, weinen und beten vor dem Herrn. Sie wechseln sich in der Nacht in drei Gruppen ab und bilden eine Gebetskette. Ebenso vereinigen sich die Missionare der Stadt zum gemeinsamen Gebet. Am Nachmittag des schlimmsten Tages kommt der ehrwürdige alte Liuchang-lao, der Torhüter, betet und singt den Vers: »Der große Arzt ist jetzt uns nah, der liebe, treue Jesus.« – Dann geht er hinaus und trocknet seine Tränen ab. Es ist allseits eine große Not. Doch Gott erhört Gebet. Nach der zweiten Gebetsnacht der Blinden fällt das Fieber bei der Kranken, und die Besserung macht Fortschritte. Die erneute Notzeit wird für alle zum Segen. Dankbar preisen sie die Macht Gottes.

Schwester Mathildes Tod hinterließ ebenso Segensspuren. Ein blindes Mädchen bezeugt bei ihrer Taufe, daß sie durch den Tod ihrer Blindenmutter aus ihrem Sündenschlaf aufgeweckt wurde. Sie bereut nur, diesen Schritt nicht bei deren Lebzeiten getan zu haben, und sie bekennt öffentlich ihre Sünden und bezeugt, daß sie ihr ganzes Leben Gott übergeben hat.

Beter sind Wundervollbringer,
einsam in dunkler Nacht.

Beter sind Weltenbezwinger,
wartend auf stiller Wacht.

Stehen die Beter zusammen
glaubend mit Vollmacht am Thron,
mächtig dann lodern die Flammen.
Königlich ist ihr Lohn.

Johannes Roos

Dreimal wird in dem Jahr, in dem Schwester Mathilde gestorben ist, die Stadt evakuiert. Die Not der flüchtenden Bevölkerung ist groß, und es ist bedrückend mitanzusehen, wie Mütter mit ihren auf den Rücken gebundenen Kindern mit einigen Habseligkeiten die Stadt verlassen.

Die Blinden dagegen haben in den großen Gebäuden der Bibelschule mit dem großen Rasenplatz einen einigermaßen vor Bomben- und Brandgefahren geschützten Zufluchtsort gefunden. Im Herbst sieht es aus, als ob sich die Lage wieder normalisieren würde. Die Lehrerinnen mit ihren Schülern ziehen wieder hinüber in ihre alte Heimat. Mädchen, die in der Zwischenzeit zu Hause waren, kehren zurück.

Der Unterricht beginnt nach langer Pause wieder. Alle sind froh darüber. Die Freude dauert jedoch nicht lange. Der Sicherheit wegen müssen alle wieder zurück in die Bibelschule. Das verursacht viel Unruhe und keine kleinen Schwierigkeiten.

Wie dankbar ist man für die treuen Dienstboten, die sich tapfer mit unter die Last stellen und sich unermüdlich einsetzen. Sie sind für Schwester Anna eine unschätzbare Hilfe. Einige Mutige unter ihnen bleiben auf dem Blindenschulgrundstück, um es zu beschützen.

Doch dann geschieht das Wunderbare. Die Stadt wird über Nacht wieder ganz in Ruhe gelassen. Die Schule kann weitergehen. Einige Blinde werden neu aufgenommen.

»Möchten unerwartete Segnungen Euch geschenkt werden«, schreibt eine Beterin aus der Heimat. Der Brief ist einige Monate unterwegs. Doch noch ehe der Brief ankommt, erhört Gott diesen Wunsch der Schreiberin.

Missionar *William Schubert*, ein treuer Knecht Gottes, kommt wegen einer andern Sache in unsere Stadt. Da begab es sich, daß er länger als gedacht aufgehalten wird.

So hält er einige Tage in der Blindenschule Evangelisation. Ein Segensstrom ergießt sich über unser Haus. Das Wort: »Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist« (Röm. 5, 5b) wird in neuer Weise erfahren. Es gibt viel helfende Seelsorge. Einige Mädchen melden sich zur Taufe. Wie nötig war solch eine Zeit der Erquickung in all der Unruhe, die hinter ihnen lag.

Alles ungewiß

Schwester Anna war 1941 auf dem Sommerberg. Dort aber erkrankte sie wieder. Sie wurde ins Hudson-Taylor-Hospital in die Stadt zurückgebracht. So konnte sie doch den Blinden nahe sein für den Fall, daß diese in Not kämen.

Dann aber fegte ein Sturmwind alle deutschen Missionare hinweg. Es waren falsche Gerüchte über sie in Umlauf gekommen. Sie wurden für eine Zeitlang interniert und durften später nach Schanghai weiterreisen.

Schwester Anna mit ihrer Pflegerin, Schwester Elise Fischer, hatten noch Aufschub bekommen, wurden aber bald ebenfalls abtransportiert, obwohl Schwester Anna noch sehr schwach war.

Zum zweitenmal standen die Blinden innerhalb kurzer Zeit verwaist da. Das gab viele Tränen. Wer sollte sich ihrer annehmen. Die Gelder aus Deutschland konnten nicht mehr überwiesen werden. Alles war ungewiß. –

Im Herbst jagt ein Gerücht das andere. Bei der Weihnachtsfeier 1941 der Blinden sickert die Nachricht durch, daß die Feinde im Anmarsch sind. – Von den westlichen Besuchern verläßt einer nach dem andern die Feier, um sich für die Flucht bereitzumachen. Wiederum große Angst.

Am Neujahrstag 1942 besetzen einheimische Soldaten drei Häuser der Blindenschule. Die Blinden kommen mitten ins Toben des Kampfes zwischen Chinesen und Japanern. Niemand kann bei ihnen sein zum Schutz. Eine Winternacht verbringen sie im Unterstand im Garten und erleben große Schrecken. Ihre Habe wird ihnen bis auf die nötigsten Kleidungsstücke und Wattedecken geraubt.

In den Tagen des Kampfes treibt sich allerlei Gesindel auf dem Grundstück herum und nimmt, was ihnen unter die Hände kommt. Gerade als man den Blinden ihr letztes Bettzeug wegnehmen will und sie um Hilfe schreien, taucht ein General auf und gibt Befehl, daß den Blinden nichts mehr weggenommen werden darf! Gott ist treu. – Bei den Schießereien bleibt aller Leben bewahrt. Die Torhütersfrau ist von dem Kanonendonner taub geworden.

Die Feinde ziehen sich noch einmal zurück, doch das Gespenst ihrer baldigen Rückkehr bleibt.

Wer von den Blinden noch irgend Angehörige hat, geht nach Hause. Auch die anderen Blinden wollen nicht mehr bleiben. Sie möchten zu Schwester Gretchen Rentschler, die weit draußen auf dem Lande ihre Missionsstation hat.

»Zähle die Wege meiner Flucht...«

»Wir müssen fort von hier. Wir können diese Schrecken nicht mehr lange mitmachen«, so sagten die Blinden untereinander. »Aber wer wird uns helfen, ein Boot auf dem Fluß zu bekommen? Unsere Missionare sind fort. Wer wird uns helfen?« Bange Fragen beschäftigten die Blinden und Verantwortlichen unter ihnen. Eines war klar: Die Missionsstation in S. war ein großer, weiter Platz mit etlichen Gebäuden. Da würden sie alle unterkommen können. Und Missionarin Margarethe Rentschler war wiederholte Male in der Blindenarbeit bei ihnen gewesen, da würden sie eine gute Mutter finden, die ihnen schon lange verbunden war.

Unter unsagbar schwierigen Verhältnissen versucht ein englischer benachbarter Missionar für die Blindenfamilie Boote zu mieten. Endlich gelang es ihm, fünf Boote zu bekommen. Der Fliegergefahr wegen können aber die Boote nur nachts fahren. Eng zusammengepfercht sitzen die Blinden auf den Flußbooten. Es ist eine äußerst beschwerliche Reise. Für die sechzig Meilen Wegs dauert die Reise acht Tage.

Müde, hungrig und in Schweiß gebadet kommen sie bei Schwester Gretchen an. Sie nimmt ihre Pfleglinge mit gro-

ßer Liebe und Herzlichkeit auf. Alles, was sie hat, ihre Wohnung, das Gemüse und die guten Früchte des Gartens, die Milch ihrer einzigen Kuh und ihren Reis, alles teilt sie mit den geliebten Blinden. Es ist ihr nichts zuviel. Sie wurde in den langen Fluchtjahren »*Der Engel der Blinden*«.

Wenn auch unter veränderten Verhältnissen, die Blinden erleben dort eine einigermaßen ruhige Zeit und sie können als Familie beieinanderbleiben. Die Schule wird behelfsmäßig eingerichtet. Der Unterricht beginnt wieder. Die 20 Strickerinnen richten sich ein, und auch die andern Blinden können sich evangelistisch betätigen.

Wovon leben sie?

Gott in seiner Vatergüte hat vorgesorgt. Einer der ausländischen Freunde macht die neugegründete Blindenwohlfahrt auf die Blindenschule aufmerksam. So hat die Blindenfürsorge schon früher einige Beiträge geschickt, um das durch Bomben zerstörte Haus wieder aufbauen zu können. Das Bauholz war schon eingekauft, aber die Kriegslage machte den Wiederaufbau unmöglich. Das Holz wurde wieder verkauft, weil es sonst weggetragen worden wäre.

So kann jetzt dieses Geld verwendet werden, um den Reiseinkauf für ein ganzes Jahr zu tätigen, und Gottes Güte schenkt es mitten in der Kriegszeit, daß die Blinden sich satt essen dürfen, und das in einer Zeit, als der Feldleiter der Mission schreibt: »Was unseren Unterhalt betrifft, so sehen wir keinen Weg.« – Sie erfahren:

Der Heiland sorgt für dich,
täglich und neu.
Es ist kein Freund wie er,
freundlich und treu.

Neue Unruhe kehrt ein, als die evakuierten Blinden erfahren, daß ihre Heimat, die Blindenschule, in Gefahr ist, beschlagnahmt zu werden. Eine andere Schule hat sich dort eingenistet. Es wird beschlossen, daß zum mindesten ein Teil der Blinden zurückkehren soll, um die Gebäude nicht zu verlieren. Einige der Lehrerinnen reisen mit zurück ins alte Heim.

Doch kaum waren sie einige Wochen zurückgekehrt und hatten mit dem Unterricht begonnen, kamen die Japaner erneut, und sie mußten wieder die Flucht ergreifen. Panikartig verließ alles die Hauptstadt.

Das Militär hat alle Transportmittel beschlagnahmt. Am Flußufer staut sich die Menschenmenge.

Unter diesen Umständen ein Flußboot für die Blinden zu bekommen, scheint eine Unmöglichkeit. Einem jungen Missionar einer andern Mission gelingt es schließlich, unter allergrößtem Einsatz ein Boot zu chartern, das um Mitternacht abfahren will.

Der Weg zum Flußufer, das am andern Ende der Stadt liegt, ist einige Kilometer weit. Eine Laterne darf der Fliegergefahr wegen nicht angezündet werden. Diejenigen der Blinden, die noch einen kleinen Lichtschimmer haben, führen die andern Blinden durch die dunklen, holprigen Gassen. Dabei gehen zwei der Mädchen verloren.

Ein freundlicher Stadtältester hört die Notrufe in der Nacht, nimmt sich der beiden Blinden an und bringt sie mit einer Rikscha zum Boot. Am frühen Morgen aber kommt er und will mit seiner ganzen Familie auch noch auf das schon überbesetzte Boot. Man kann ihn nicht abweisen. Auch einige bekannte Christen wollen noch mitgenommen werden. Es geht absolut nicht. In ihrer Verzweiflung schreien sie panikartig: »Rettet unser Leben!«

Noch lange klingt den Abfahrenden dieser Verzweiflungsschrei in ihren Ohren.

Die Soldaten, die zur Bewachung des Bootes da sind, drängen zur Abfahrt. Das Gepäck der Blinden ist aber noch nicht da. Die Lehrerinnen flehen die Soldaten an, noch zu warten. Diese aber lassen sich nicht erbitten. Die Gefahr des Kenterns des Bootes ist durch die nachdrängende Menschenmenge zu groß. Ihr Bettzeug, ihre Kleider, ihre Blindenbücher gehen bis auf wenige verloren.

Die Fahrt geht sehr langsam, und bei der großen Hitze ist sie recht beschwerlich. Sie dauert wieder acht Tage. Schwester Margarethe Rentschler sagt: »Ich kann den Anblick nie mehr vergessen, wie sie ankamen: schmutzig, hungrig, durstig. Die sonst so gut aussehende Brigitta erkannte ich fast nicht mehr, so krank sah sie aus. Elly war auch sehr krank.« –

Die Blinden konnten nur eine Woche bleiben, dann mußten sie alle miteinander wieder auf die Flucht.

Der Engel der Blinden

Von dieser Zeit an erlebten die Blinden die ganze Bitterkeit der Flüchtlingsnot, und Schwester Margarethe Rentschler wurde bis zum Ende des Krieges im wahrsten Sinne des Wortes der Engel der Blinden.

Die Feinde rückten auch auf die Stadt Siangsiang zu, wohin die Blinden geflüchtet waren. – Weit draußen auf dem Lande mußte ein Zufluchtsort gesucht werden. Ein großes

Landhaus fernab der Landstraße kann gemietet werden. Wieder muß diese Fahrt mit einem Flußboot gemacht werden. Das Wasser ist seicht. Manchmal müssen die Blinden im Wasser waten oder das Boot muß vom Land aus mit Seilen gezogen werden. Haben die Männer keine Lust weiterzufahren, so spielen sie Karten. Zu essen gibt es nur am frühen Morgen und am späten Abend.

Vom Fluß zu dem Landhaus ist noch ein halbstündiger Fußweg zu bewältigen. Auf den schlüpfrigen, regennassen und schmalen Wegen bedeutet dies für die Blinden eine kaum zu bewältigende Schwierigkeit.

Kaum haben sie sich im Landhaus niedergelassen, da sind die Japaner auch schon da. Eine Gruppe Soldaten nach der andern kommt und nimmt mit, was ihnen unter die Hände kommt.

Immer wenn sie kommen, läßt Schwester Margarethe alle Blinden in die Mitte des Raumes stehen und sie selbst mit einer blinden Lehrerin stellt sich zum Schutz vor die Blinden, die Hände fest umschlungen. Oft verharren sie stundenlang bei größter Hitze in dieser Stellung.

Ein Schrecken löst den andern ab. Die Dienstboten, die kochen und einkaufen, sowie der Kuhjunge fliehen. Sie kommen aber bald wieder zurück. Einer ist von einem Hund gebissen worden. Schwester Margarethe und die Blinden beten, daß er doch nicht in Lebensgefahr kommen möchte. Er sucht sich Kräuter, kocht sie ab, behandelt die Wunde, und es geschieht nichts Böses.

Einer der Soldaten hält Schwester Margarethe dreimal seinen Dolch vor das Herz. Zwei Soldaten ängstigen sie mit dem Revolver. Einer schlägt sie mit dem Gewehrkolben in den Rücken. Sie stehlen ihr die einzige Uhr, die im Besitz

der ganzen Schar ist. Sie rauben alles aus, der Reis mitsamt den Eßschalen wird weggenommen. Ein besonderer Schrecken ist, daß der 38jährige Hausbesitzer und einer der Schuldiener gefangengenommen werden. Letzterer kommt nach einigen Tagen zurück, der Hausbesitzer jedoch bleibt verschollen.

Ein großes Gottesgeschenk ist, daß Schwester Margarethe ihre Kuh erhalten bleibt. Die Männer, die sie betreuen, verstecken die Kuh am Tage in den Hügeln. Abends kommen sie mit der Kuh zurück, um sie zu füttern. Das sparsam gebrauchte, gemahlene Futter ist im Versteck gehalten. Die Milch teilt Schwester Margarethe mit den kranken und schwachen Blinden. Sie selbst lebt ein halbes Jahr nur von Hirsebrei.

In der Zwischenzeit litt die schwerkranke Elly sehr. Sie starb in der größten Sommerhitze. Einen Monat später hat auch Brigitta ausgelitten. Schon auf der ersten Station ihrer Flucht hatte der Herr zwei von den älteren kranken Mädchen heimgeholt. Ehe Weihnachten 1944 kam, holte der Gute Hirte noch vier weitere der Blinden heim. Draußen auf einem Hügel wurde ein Stückchen Land gekauft. Es blieb Schwester Margarethe nicht erspart, ihren Lieblingen selbst die Grabrede zu halten. Der Herr gab ihr in solchen Fällen besondere Gnadenworte und Trostzusprüche. Was treue Dienstboten zu solchen Zeiten für eine unschätzbare Hilfe und Trost sind, zeigte sich in dieser Notzeit besonders. Unter viel Gefahren trugen sie die Heimgegangenen hinaus und begruben sie, während überall größte Unsicherheit und Gefahr herrschte.

Die Hilfe des Seifensieders

Eine Gruppe von neun Blinden, darunter drei Lehrerinnen, hatten sich, kurz nachdem sie auf dem Land angekommen waren, auf den Weg gemacht, noch tiefer ins Inland zu gehen. Sie hatten zu schwache Nerven, um all die Schrecknisse des hin- und herwogenden Krieges auszuhalten.

Unter größten Strapazen und Unannehmlichkeiten wanderten sie sechzig Kilometer auf aufgewühlten Wegen. Die Hauptstraße und alle Nebenwege waren aufgegraben, um den Vormarsch des Feindes zu verhindern. In tropischen Regengüssen und großer Hitze ging es weiter von Ort zu Ort. Die Christen am Ort nahmen sie herzlich auf. Welch eine Wohltat war es für sie, wenn sie ihre müden Füße waschen konnten oder ihnen jemand gar ein Bad anbot. An einem Ort bekamen sie keine Unterkunft, weil sie für Spione gehalten wurden. Einige Kilometer weiter fanden sie das Haus eines Christen, der sie aufnahm. An einem andern Ort nahm sie ein chinesischer Prediger vierzehn Tage auf und erwies ihnen große Freundlichkeit. Doch auch hier drohte Gefahr. Weiter ging es, bis sie schließlich an einen Ort kamen, der für sie einer Oase in der Wüste glich. Dieser Ort sollte auch eine Hilfe für die bei Schwester Gretchen gebliebenen Blinden werden.

Ein Doktor, früher Student an einem unserer Missionshospitäler, kam sofort, als er von der Ankunft der Blinden hörte. Er brachte fünfzig Pfund Kürbis als Gemüse und zwanzig Pfund Räucherwerk gegen die Moskitos; denn sie hatten keine Moskitonetze bei sich.

Einer der Ältesten der Christengemeinde brachte Fleisch, Fisch und Holzkohlen zum Kochen. Sie erlebten: »Du be-

reitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde.« Ihre Herzen erfüllte großer Dank gegen den himmlischen Vater, der die Seinen nie im Stich läßt.

Von jenem Ort aus konnten die Lehrerinnen Kontakte mit verschiedenen Missionaren und Christen aufnehmen und wieder mit der Blindenwohlfahrt in Verbindung treten. Welch eine gnädige Führung!

Durch die freundliche Hilfe eines Seifensieders wurden ihnen die Gelder der Blindenwohlfahrt übermittelt.

»Ohne die Hilfe des Seifensieders hätten wir verhungern müssen«, sagte Schwester Margarethe in den folgenden Jahren noch oft. Ja, nach Jahrzehnten noch pries sie Gott über jene gnädige Hilfe des Seifensieders.

Nach einiger Zeit versuchte sie mit den Blinden aus der Gefahrenzone der Guerillas zu kommen. Durch einen freundlich gesinnten Magistrat bekamen sie einen Paß durch das »Niemandland«. Sie wollten in eine Stadt, in der bereits einige der Blinden waren. Dort hatten sie eine Bank ausfindig gemacht, die bereit war, ihnen Gelder auszuhändigen. Wieder wurden sie um eine Gebetserhörung reicher.

Eine ungeheure Strapaze

Im Besitz des Passes und auf Einladung verschiedener Leute machte sich Schwester Margarethe mit den Blinden auf den Weg, um durch die Gefahrenzone zu reisen. Sie sollten am Abend an einer bestimmten Stelle des Flusses

sein. Dort würden zwei Boote auf sie warten. Boote waren jedoch nicht zu entdecken, als sie nach einem Fußmarsch auf schmalen Pfaden ermüdet dort ankamen. Die Schuldiener machten sich auf den Weg, die Boote zu suchen. Alles Gepäck, Koffer, Kisten und Bettstellen, lagen am Ufer. Um 8 Uhr abends kam endlich ein Boot. Ein älteres Mädchen mit der Hälfte der Blinden fuhr ab. In brütender Hitze, völlig naßgeschwitzt saßen sie da, hatten nichts zu essen und nichts zu trinken! Es war wie bei den Kindern Israel am Roten Meer, weder vor- noch rückwärts war eine Möglichkeit. Dabei hatten sie eine Tb-krankte Blinde bei sich, die sich vor Durst nicht mehr zu helfen wußte. Ungekochtes Wasser zu trinken war verboten. Dazu kam, daß jemand das Gerücht verbreitete: Die Japaner kommen. – Jemand, der erneut flüchtete, gab den Blinden wenigstens einen Unterschlupf in seiner Gästehalle.

Nachts 12 Uhr sollte das zweite Boot kommen. Sie warteten die ganze Nacht, aber es kam keines. Auch sonst kam niemand.

Endlich am nächsten Morgen, nach stundenlangem Warten in der Sonnenglut, sahen sie jemand kommen, der eine Art Zuber hatte, in dem die Chinesen den Reis ausschlagen. Mit dem sollten sie nach und nach übergesetzt werden! Eine mühsamere Überfahrt für Blinde konnte man sich nicht denken. Eine Freude für sie war, daß der Schuldiener Uean drüben war. Sie hatten befürchtet, es wäre ihm etwas zugestoßen.

Während sie dort standen, kam ein Mann mit einer Kanne Tee! Wie das schmeckte! Welch eine Labsal! Dieser Gottesbote brachte auch noch einige Eier, wahrlich Manna in der Wüste!

Doch die elende hungrige und durstige Schar mußte wei-

ter. Die Blinden an der Hand führend, ging es durch abgeerntete Reisfelder, bis sie die Mädchen, die in der Nacht abgefahren waren, erreichten. Ein Vorarbeiter in den Reisfeldern verbeugte sich mehrmals tief vor Schwester Margarethe aus Respekt vor ihrer Hingabe.

War es nicht wie ein Wunder, daß sie in dieser einsamen Gegend schließlich ein Gasthaus fanden, wo die ausgehungerten und fast verdursteten Reisenden etwas zu essen bestellen konnten. Der Gastwirt war so bewegt, daß er sagte, wenn eine Ausländerin sich so der Blinden Chinas annehme, dann wolle er kein Geld für das Essen haben. Gott, der Vater, hatte das ständige Flehen seiner Armen und Elenden erhört.

Nachdem alles Gepäck und alle auf dem Boot waren, das nachts 12 Uhr erwartet worden war, ging es mit diesem noch vierzehn Tage westwärts!

Diese vierzehn Tagereisen bedeuteten für die Reisenden nochmals eine ungeheure Belastung, zumal der Wasserstand niedrig war und streckenweise zu Fuß auf schmalen Uferpfaden gegangen werden mußte.

An einem Sonntag ankerten sie bei einer Außenstation, auf der Schwester Margarethe einige Christen kannte. Sie besuchte mit einer Lehrerin diese Freunde. Die Bootsleute hielten sich lange auf. Gegen Abend kam ein Herr mit einem Begleiter und brachte ein großes Stück Schweinefleisch und ein Körbchen mit 30 Eiern als Geschenk. Wiederum Manna in der Wüste!

Die Fahrt ging weiter, bis sie zu einem Ort kamen, der tatsächlich *Gnadenpforte* hieß. Dort konnte ein halbes Haus gemietet werden. Ach, wie froh waren alle, wieder ein Dach über dem Kopf zu haben. Von hier war es nur eine

Tagesreise weit bis zu dem Ort, wo eine Bank ihnen Geld aushändigen konnte. Sooft jemand hinreiste, wurden sie von einem Christen betreut und gut versorgt. So hatte Gott seine »Raben« auch in jener weit abgelegenen Gegend.

Es ging Weihnachten und Neujahr vorbei. Am Weihnachtsabend war Luisle heimgegangen zur ewigen Herrlichkeit, wo alles Erdenleid ein Ende hat.

Anfang Februar 1945 war Chinesisch Neujahr. Kurz zuvor kamen eines Nachts Räuber. Mit Gewalt drangen sie ins Haus, Fackeln in den Händen. Letztere bedeuteten eine große Gefahr für das Stroh, das über Stangen ausgebreitet als Zimmerdecke diente. Gewöhnlich schliefen mehrere Lehrerinnen mit Schwester Margarethe zusammen im Zimmer. Zwei davon waren gegangen, Geld abzuheben, zwei liefen hinaus, eine Halbblinde war noch da.

Der treue Schuldiener Yüan kam ins Zimmer, um Schwester Gretchen beizustehen. Aber kaum hatte er das Zimmer betreten, als einer der Räuber auf ihn zielte. Der erste Schuß traf ihn am Bein, zwei weitere Schüsse am Kopf. Er starb vor den Augen der Missionarin und der Halbblinden im Zimmer. – Die Räuber aber nahmen Bettzeug und Kleider der Blinden, Wattedecken, Schuhe, Füllfeder und Paß von Schwester Margarethe. Kurzum alles, was sie erwischen konnten.

Einer der Räuber zielte dreimal auf die hilflose Schwester und forderte Geld von ihr. Da aber die Lehrerinnen gerade verweist waren, um Geld abzuheben, besaß sie kaum welches. »Ich habe kein Geld, außer dem, was ihr gefunden habt. Ich kann euch keines geben, selbst wenn ihr mich tötet«, sagte sie. Die andern Räuber riefen zum Aufbruch, und das Leben der Missionarin war gerettet. Sie aber stand

mit dem getöteten Yüan und den paar herumliegenden Kleinigkeiten da, erfüllt mit Angst und Schrecken. Am nächsten Tag beerdigten sie den treuen Yüan auf dem Hügel bei den Blinden. Schwester Margarethe aber mußte sich der Räuber wegen für drei Monate verstecken. Wieder war es der treue Christ Lang, der auch diesmal Rat wußte.

Eine fast unglaubliche Nachricht

Im Sommer 1945 waren zwei der Lehrerinnen wieder einmal zu Schwester Margarethe mit Geld von der Bank zurückgekehrt. Sie brachten eine fast unglaubliche Nachricht: Die Feinde seien besiegt und würden sich zurückziehen! Die in vier langen Jahren Geängsteten konnten es kaum fassen. Trotz allem Elend, in welchem sie noch saßen, fingen sie wieder an zu hoffen. Sollte es möglich sein, daß sie wieder in ihre alte Blindenheimat zurückkehren können?! Gott sei Dank, der Krieg war nun wirklich zu Ende.

Bis sie heimreisen konnten, vergingen noch Monate des Wartens. Dann folgte eine beschwerliche Rückreise nach S., ihrem ersten Zufluchtsort. Die Gebäude dort standen wohl noch, jedoch waren alle Fenster und Türen fort. Dennoch priesen sie miteinander den Herrn für jede Bewahrung und Durchhilfe.

Die Geduld der Blinden wurde noch einige Zeit auf die Probe gestellt. Im Spätherbst 1945 gab es dann endlich auch für sie »Grünes Licht« zur Heimkehr in die geliebte alte Blindenheimat in der Stadt Changsha. Wie oft stieg die

Frage auf: Wie werden wir alles antreffen? Werden wir uns wieder in unserer Kapelle versammeln dürfen unter Gottes Wort? Werden wir wieder Strickarbeit haben? Wie viele von denen, die nach Hause gegangen sind, leben noch? Werden die Häuser noch stehen? –

Schwester Margarethe, ihr guter Engel, ging auch diese letzte Strecke ihrer Heimreise mit ihnen und teilte noch einmal all die Armut und Unbequemlichkeiten der Nachkriegszeit mit den Blinden.

Die Gebäude der Blindenschule standen zwar noch, aber die Fenster und Türen mitsamt den Rahmen fehlten. Kein einziges Möbelstück war mehr vorhanden. Die Wände schwarz gerußt und voller Wanzen. Wahrlich alles andere als gemütlich. Dazu kamen Nahrungssorgen und viele andere Schwierigkeiten. Ein in der Nähe wohnender methodistischer Missionar war für Schwester Margarethe und die Blinden eine überaus große Hilfe, ebenso der damalige Leiter der Bibelschule. Schwester Margarethe blieb einige Monate, bis Schwester Anna Forstmeier aus dem Exil zurückkehren konnte, dann ging sie in ihre eigentliche Missionsarbeit zurück.

中華基督教長沙會地內九四五年節受洗



Taufe in der Gemeinde in Changsha. Unter den Täuflingen sind auch zehn blinde Mädchen mit ihrer »Blindenmutter« Anna Forstmeier

III. Teil

1945–1951

Rückkehr aus dem Exil und Neubeginn

Wer sich wohl mehr auf die Rückkehr freute, die Blinden oder ihre Blindenmutter Anna Forstmeier, ist schwer zu sagen. »Der fröhliche Tag der Rückkehr aus dem Exil wird ebenso denkwürdig bleiben, wie der traurige Abschied 1941«, sagte Schwester Anna, die eine der ersten war, die von Schanghai ins Inland Chinas zurückkehren durften. Durch die besondere Freundlichkeit der Blindenwohlfahrt in Schanghai, die die baldige Rückkehr in die Blindenarbeit befürwortete, bekam sie schon im Februar 1946 die behördliche Genehmigung. Welch ein Geschenk der Treue Gottes war das; denn für eine Deutsche war das nach dem verlorenen Krieg keine Selbstverständlichkeit.

Für die Blindenschar hätte es keinen größeren Festtag geben können als den, ihre Leiterin wieder in ihrer Mitte haben zu dürfen. Heißer Dank stieg zum Himmel empor. Nach soviel Trübsal und Gefahren war die Freude übergroß.

An Arbeit und Aufgaben fehlte es nicht für die Leiterin. Alle Häuser reparaturbedürftig, verrußt und leer. Es fehlte einfach an allem, die elektrischen Leitungen waren herausgerissen, man behalf sich mit kleinen Öllämpchen.

Das Bewußtsein, wieder daheim zu sein, half den Blinden vieles überwinden.

Niemand klagte, daß man noch ein halbes Jahr lang beim Essen stehen mußte, weil keine Bänke da waren. Oder daß man ohne Kopfkissen schlafen mußte und manche andere Entbehrung auf sich zu nehmen hatte.

Der Herr hatte besondere Lektionen, die zu lernen waren, sowohl für die Blinden als auch für die Leiterin.

Während des ersten halben Jahres lehrte er, aus seiner Hand zu leben und sich genügen zu lassen, wenn er Tag für Tag und Woche für Woche gerade das darreichte, was zum Leben notwendig war. Doch sie erfuhren miteinander Wunderbares; »wir erlebten herrliche Glaubenserfahrungen, wenn die Kasse leer war und der Herr gerade zur rechten Zeit das Nötige wieder schenkte«, so konnte Schwester Anna dankbar bekennen.

»Eines Samstags hatte ich die Handwerker ausbezahlt. Dann war die Kasse leer. Nirgends hatten wir Geld. Als die Handwerker zum Tor hinausgingen, sagte ich: ›Herr, morgen ist Sonntag, da brauchen wir kein Geld, bis Montag kannst du uns geben, was wir brauchen.‹ – Am Sonntagmittag kam ein Herr mit dem Fahrrad. Er brachte eine Gabe für die Blinden. So ließ mich Gott nicht einmal bis zum Montag warten. Ihm sei die Ehre!«

An einem Pfingstsonntagnachmittag lud Schwester Anna eine Familie ein, die der Blindenschule viel Gutes getan und auch dafür gesorgt hatte, daß die Strickarbeit wieder in Gang kam. Schwester Anna wollte den Leuten nun auch etwas Gutes tun. Sie nahmen die Einladung mit Freuden an. Alle kamen, die Schwester und Schwiegermutter waren auch mit dabei. Zur großen Überraschung von Schwester Anna brachte jeder von ihnen eine Gabe für die Blinden mit. Daran hatte sie nicht gedacht, aber der himmlische Vater füllte dadurch wieder einmal die leere Kasse.

Schwester Annas Glaube wurde in dieser Zeit sehr gestärkt durch das Lesen der Biographie von Georg Müller, dem Waisenvater in Bristol/England. Er hatte manchesmal am Mittag noch nicht, was er am Abend zum Essen für seine Schutzbefohlenen brauchte. Aber er hatte ein großes Vertrauen zum himmlischen Vater, darum konnte er bekennen: *Niemals enttäuscht*. So erging es ihr jetzt.

Gottes Handlanger

Die Zeit des Wiederaufbaus und der Neuanschaffung vieler Einrichtungsgegenstände, die vernichtet oder verlorengegangen waren, bedeutete eine besondere Zeit des Erlebens der Wunder Gottes.

Schwester Anna war aus Schanghai ohne Geld zurückgekehrt. Die Bedürfnisse waren unzählbar. Um das tägliche Brot und um alles andere konnte nur gebetet werden. Und Gott hatte seine Handlanger in aller Welt. So erlebte die Blindenfamilie: »Und es fehlte *nichts* an allem Guten . . . Es kam alles.«

In China war Inflationszeit. Ein Ei kostete 300 Dollar. Da sandte Gott Hilfe in Gestalt der Leute von der UNRA und CINRA (United Nations Relief Association). Besonders einer der Herren wurde zum Wohltäter des Blindenheims. Er sorgte wie ein Vater für ein blindes Mädchen, das er am Wege aufgelesen hatte.

Aber nicht nur das. Er hat dem Blindenheim unendliche Wohltaten erwiesen. Er besorgte alles, was er nur konnte. Er machte auch andere Leute seiner Organisation auf dieses Werk aufmerksam. Er sorgte, daß Schweine in den Stall kamen und brachte zugleich das Futter für die Tiere mit. Er war der Urheber, daß das Heim Kühe und Kälber bekam, um Milch für Eigenbedarf und Verkauf zu erzeugen. Kleesamen, den es am Ort nicht gab, ließ er vom Ausland kommen. Man konnte ein Stück Land für den Anbau von Klee pachten.

Wellblech und Wasserröhren, alles konnte man brauchen. Zur Ernährung der Blinden wurden viele Säcke Mais gespendet.

Ein Inder schenkte eine Schreibmaschine. Aber auch viele andere Wohltäter, die uns freundlich gesinnt waren, kamen ins Haus. Einige brachten eine Nähmaschine, andere beschenkten das Heim mit Wolldecken, Gardinen und Kleidern. Welche Schätze in solch notvoller Zeit.

Eines Tages kam ein junger Mann an unsere Haustüre. Er brachte eine Gabe für die Blinden. Er wollte sie namenlos und ohne Quittung abgeben, Schwester Anna konnte wieder einmal nur die Liebe Gottes preisen, die sie mit der Blindenschar tagtäglich so greifbar erleben durfte.

Zwei Amerikaner schenkten einen Jeep. Care-Pakete mit Kleidern und Lebensmitteln erreichten uns von früheren Freunden. Eine andere Organisation schenkte 1200 Pfund Reis.

Im Yale-Hospital wurden von der Blindenfürsorge zwei Freibetten gestellt, so daß zehn Mädchen an den Augen operiert werden konnten, wodurch einige mehr Augenlicht bekamen.

Viele andere Handlanger Gottes halfen mit, daß die Kapelle wieder Bänke bekam, daß wieder Fenster und Türen und elektrisches Licht installiert werden konnten. – Dabei war das Heim mit der Versorgung völlig von der Heimatmission abgeschnitten. »Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen« (Ps. 118, 23).

Nie Mangel gehabt

In den beiden Weltkriegen und den so schweren Nachkriegszeiten fehlte es nicht an schweren Prüfungen, durch

die das Werk hindurch mußte. Obwohl wir zeitweise gänzlich von der Heimat abgeschnitten waren und weder Gaben noch Briefe erhalten konnten, hat doch der Herr andere Quellen geöffnet und uns durch Freunde in Amerika, England, Australien und andern Ländern versorgen lassen. Zur Ehre des Herrn müssen wir bekennen: »Wir haben nie Mangel gehabt«, doch haben wir in diesen Zeiten mehr denn je gelernt, um unser tägliches Brot zu beten.

Als Antwort auf unsere Gebete schickte der Herr einmal zu solch einer Notzeit durch eine norwegische Missionarin zehn Dollar; am andern Tag kamen von jemand zwanzig Dollar mit der Bemerkung, der Herr habe es ihn geheißen. Am dritten Tag brachte die Post durch eine besondere Überweisung von Liebenzell vierzig Dollar, am vierten Tag liefen elf Dollar und am fünften Tag sieben Dollar ein. Dann hörte es auf für dieses Mal, aber diese Summe war gerade genug bis zum Ende des Monats. Er läßt die Seinen nie im Stich. In den Kriegsjahren wagte man es nicht, neue Blinde aufzunehmen. Als eines Tages eine arme Witwe mit ihrer kleinen blinden Tochter kommt und um Aufnahme bittet, muß eine abschlägige Antwort gegeben werden.

Gerade als die Frau betrübten Herzens weggehen will, kommen zwei Missionarinnen zum Tor herein, um Stricksachen zu bestellen. Sie sehen die Witwe mit ihrem blinden Kind und hören von ihrer Not. Der Herr tut den Missionarinnen das Herz auf. Sie übernehmen den Unterhalt des Kindes für eine lange Zeit. So half der Herr zur rechten Zeit unserer blinden Eva, daß sie hier sein kann.

Aus England wurden wir durch eine große Sendung prachtvoller Wolle für die Strickabteilung überrascht. So konnten unsere Strickerinnen beschäftigt werden. Für das Haus bedeutete es eine schöne Einnahmequelle.

Viele Jahre später, nach dem Zweiten Weltkrieg, kommt von Australien eine reichhaltige Gabe von Wolle aller Art, was in dieser armen Zeit eine unschätzbare Hilfe für den Unterhalt und Arbeitsbeschaffung für die Strickmädchen bedeutet.

In der schweren Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges ist mehrmals eine große Geldgabe von einem uns ganz unbekanntem Mann eingetroffen mit der Versicherung, daß er für uns bete. Die Leiterin war den Tränen nahe über solch unerwarteter Hilfe aus einem fernen Land.

In England erzählte eine Freundin der Blindenschule den Töchtern ihres Gärtners von den Blinden in China. Die Mädchen wollten auch mithelfen. Sie fütterten ein Schwein. Den Erlös dafür schickten sie für die Blinden unseres Heimes. – Er hat gesagt: »Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.«

Die Kleinsten

»Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob zubereitet.«

Die Kleinsten hatten von unserem Baumeister Schemelchen bekommen. Das war ein Fest! Sie trugen den ganzen Tag ihre Schemelchen mit sich. Beim Schulespielen im Garten war es doch so geschickt. Die Kleinen machten uns durch ihr fröhliches Singen und Jauchzen große Freude. Jeden Nachmittag nach der Schul- und Lernzeit beteten sie miteinander. Sie hatten sich zusammengetan, für ihre

Angehörigen, die noch die Götzen anbeteten, Fürbitte zu tun und auch sonst ihre kleinen Herzen vor Gott auszuschenken. Zunächst gingen sie jeden Nachmittag in die Kapelle. Doch das paßte ihnen nicht, weil manchmal der eine oder andere hinter ihnen herschlich, um zu sehen, was die Kleinen da taten. Das merkten sie. Eines Tages machten sie ein Plätzchen ausfindig, wo sonst niemand hinkam. So tasteten sie sich über eine Treppe auf einen kleinen Pfad, der an einem Blumenbeet entlang ging. Dort setzten sie sich auf ihre kleinen Schemelchen und fühlten sich unbeobachtet beim Beten. Das Herz ging einem auf über dem kindlichen Glauben, in dem sie ihre Gebetsanliegen vor Gott brachten. Eines Tages kamen einige Studenten, um die Blindenschule zu besuchen. Sie fragten, was denn die Kinder da tun würden und waren sehr bewegt zu hören, daß sie zum lebendigen Gott beten, an den sie fest glauben. Das machte einen starken Eindruck auf die Studenten, und sie wurden ganz still.

Die Kleinen sangen fröhlich die Heilslieder, von denen sie viele schon auswendig gelernt hatten. Es ist eine große Freude zu sehen, wie Gott sein Werk in den Herzen tut.

Köstlich waren die Morgenandachten mit den Kleinen. Eines Morgens fragte ich sie, ob sie denn auch jeden Tag danken für ihr tägliches Brot. Es war in jener Zeit nicht selbstverständlich, daß man die nötige Versorgung hatte. Auf meine Frage kam ein von Herzen kommendes »Jaaa . . .«

»Ja, betet ihr denn auch *täglich* darum?« Wieder klangen hell die Kinderstimmchen: »Ja, das tun wir jeden Tag.« Dann erzählte ich ihnen, wie gerade gestern von jemand weit über dem Meer ein Brief gekommen sei, dem der himmlische Vater den Auftrag gegeben habe, uns etwas zu

schicken und wir daraus ersehen können, wie treu der himmlische Vater für uns Sorge. Die Angesichter leuchteten vor Freude. »Am Schluß der Andacht dürft ihr dann noch dafür danken«, sagte ich und sprach über Lukas 11, 37–39. Dort schildert der Herr Jesus die Pharisäer, daß sie die Becher auswendig rein halten, aber innerlich voll Bosheit seien. Ein schwieriger Text für die Kleinsten, aber der Herr gab ein wunderbares Folgen und Verstehen durch seine Gnade.

Kaum hatte ich geschlossen und den Kleinen noch Gelegenheit gegeben, zu danken, da standen schon drei Mädchen.

Die neunjährige Li-chen, die erst ein halbes Jahr da war, fand als erste den Mut zum Beten. Es war herzbewegend, *wie* die Kleine betete. Nicht etwa wie ich erwartet hatte, daß sie zuerst für ihr tägliches Brot betete und für die Freunde im Ausland dankte. Das kam auch daran. Zuerst aber betete Li-chen um ein reines Herz und um Errettung aus aller Bosheit. Ein Erwachsener hätte kaum ernsthafter flehen können um seine Errettung. Ich war ganz bewegt, wie Gottes Geist in der kurzen Zeit ihres Hierseins ein klares Verlangen nach Heil geweckt hatte. – Andere beteten auch noch, und ich mußte noch fünf Minuten Zeit geben, weil nicht alle, die beten wollten, daran gekommen waren.

Innerlich tief erquickt ging ich an mein Tagewerk, wissend, daß die Arbeit »nicht vergeblich ist in dem Herrn«.

Das Kleeblatt

Anna

Eines Tages kamen zwei Polizisten in die Blindenschule mit einem kleinen blinden Mädchen auf dem Arm. Das Kind war von Eisenbahnarbeitern auf der Bahnlinie aufgefunden und zur Polizei gebracht worden. Die Polizisten baten nun um Aufnahme der Kleinen. Da wir aber weder Raum noch eine Person hatten, die für dieses kleine hilfsbedürftige Wesen hätte sorgen können, empfahlen wir, es in ein Missionswaisenhaus zu bringen, bis es groß genug sein würde, um bei uns lernen zu können. Die Polizisten brachten es dorthin.

Nach einigen Tagen traf Schwester Anna den Waisenhausvater auf der Straße und fragte ihn, ob er das kleine blinde Mädchen aufgenommen habe? Zu ihrem Schrecken sagte er: »Nein, ich kann überhaupt keine neuen Kinder aufnehmen; ich bin alt, und es ist Krieg im Land. Man weiß nicht, wie es weitergeht.« Wo mochte das Kind wohl geblieben sein. Ob es noch lebte? Im Gebet entschied sie sich, daß wenn das Kind nocheinmal gebracht würde, sie es aufnehmen wollte, ganz gleich, ob man Platz hatte oder nicht.

Nach einer Woche wurde es tatsächlich zum zweitenmal gebracht. Während Schwester Anna wieder dem Polizisten gegenüberstand, kam die halbblinde Maria und flüsterte Schwester Anna ins Ohr: »Nehmen Sie das Kind auf, ich will es pflegen.« Maria hatte mütterliche Gaben und konnte sehr gut mit kleinen Kindern umgehen. So nahmen wir es an und übergaben es ihr. In der Blindenschule war es die Regel, daß Kinder erst im schulpflichti-

gen Alter aufgenommen wurden. Maria war Hilfslehrerin, die nun zu ihrer andern Arbeit noch bei Tag und bei Nacht dieses Kind hegte und pflegte. Es war der 1. Februar, als es zu uns kam. Geburtstag, Alter und Name war niemand bekannt. Als Geburtstag wurde deshalb der Aufnahmetag festgelegt. Das Alter wurde auf zwei Jahre geschätzt. Im Blick auf einen Namen wußten die älteren Mädchen Rat. »Dies ist nun das erste Kind, das Sie als Leiterin aufnehmen. Geben Sie ihm doch Ihren Namen«, sagten sie zu Schwester Anna. So geschah es denn auch.

Zehn Jahre später wurde Anna getauft. Sie gab an ihrem Tauftag Zeugnis davon, wie es in ihrem Glaubensleben auf und ab ging, aber auch von dem Wissen: Ich bin wiedergeboren.

Annie

Einige Monate vergingen, da bekam Anna eine Spielgefährtin. Neben dem Blindenheim war ein großes Flüchtlingslager, das öfters geräumt werden mußte, um nachkommenden Flüchtlingen Platz zu machen. In diesem Lager war eine Witwe mit einem blinden Kind. Durch Vermittlung einer dort wirkenden Missionarin hatten wir dem Mädchen Aufnahme bei uns zugesichert. Wegen Platzmangel aber hatten wir mit der Mutter verabredet, daß sie es noch solange bei sich behalten solle, als sie noch im Lager sei. Eines Morgens in aller Frühe wurde das Lager geräumt. Die Mutter ließ ihr Kind zurück. Wir holten es im Lager ab. So kam es zur Blindenfamilie. Es war damals vier Jahre alt. Als die Blinden auf die Flucht mußten, war Annie lange Zeit nicht ganz gesund. Sie wurde mit Anna zusammen getauft und bezeugte, daß sie in ihrem Innern

schon lange wußte, daß sie sich dem Herrn übergeben sollte, schob es aber immer wieder hinaus. Durch das Gleichnis der zehn Jungfrauen wurden ihr mit einem Mal die Augen über sich selbst geöffnet, weil sie sich als törichte Jungfrau erkannte. Jetzt machte sie ganzen Ernst mit der Nachfolge.

Johanna

Noch im selben Jahr wurden wir eines Tages an unser Eingangstor gerufen, weil dort wieder einmal ein blindes Mädchen stand. Es trug einen Brief bei sich mit Angaben über Namen und Alter und die armseligen Familienverhältnisse. Der Vater war tot, die Mutter auch blind und hatte noch vier Kinder zu versorgen. Man würde es uns unser Lebtag nicht vergessen – so stand in dem Brief – wenn wir das Kind aufnehmen würden. Die Unterschrift lautete: Die Nachbarn. Eine Adresse war nicht angegeben.

Dieses neue Kind sprach einen ganzen Monat lang kein Wort, so daß man schon fürchtete, es könnte taubstumm sein. Die größeren Blinden beteten inbrünstig für dies kleine Schwesterchen, daß es doch sprechen möge, und siehe da: eines Morgens nach der Andacht ertönte seine Stimme. Es rief den Namen der Schwester. Von da an hatten wir ein sehr redseliges Kind. Wahrscheinlich war dem Kind Angst eingeflößt worden, ja nichts auszusagen, der Adresse wegen. – Nach zwei Monaten erschien seine blinde Mutter. Alle Angaben, die in jenem Brief gestanden hatten, stimmten.

Auch Johanna wurde mit den beiden andern getauft, und Schwester Anna Forstmeier schrieb: »Mein süßes kleines Trio, das ich damals im ersten Jahr als Leiterin aufgenom-

men hatte, nun darf ich mit Paulus erleben: ›Ich habe keine größere Freude, denn die, daß ich höre, daß meine Kinder in der Wahrheit wandeln‹.

Elfriede

Solange man Elfriede kennt, war sie eine der fähigsten Personen in der Blindenschule. Wenn sie über das Grundstück geht, strahlt eine leuchtende Atmosphäre von ihr aus. Sie ist die rechte Hand der Leiterin des Werkes. Ihr ausgeglichenes Wesen tut jedem wohl.

Schon in der Schulzeit ist sie eine der aufgewecktesten Schülerinnen, die sich für alles interessiert, die alles schnell erfaßt und aufnimmt und die ihren Mitschülerinnen eine treue Freundin ist.

Früh schon hat es Schwester Mathilde erkannt, daß dieses blinde Mädchen eine außerordentlich wertvolle Hilfe für das Werk werden würde. Sie erzog sie zur Lehrerin. Schwester Mathilde verstand es, die Gaben ihrer Schülerinnen zu wecken, sie zu lehren und zur Mitarbeit heranzuziehen. So hat sie Elfriede schon in jungen Jahren zu Korrekturen von Büchern und Bibelteilen, die aus der chinesischen Zeichenschrift in die Blindenschrift übertragen wurden, herangezogen. Elfriede bekam auch Deutschunterricht von ihr. Mit der Zeit wurden auch deutsche Lieder und Motetten von den beiden ins Chinesische übersetzt. Elfriedes musikalische Begabung war ebenso hervorragend. Sie ist von Gott mit reichen Gaben ausgestattet.

Elfriede ist aber auch eine leuchtende Christin. Sie ist erfüllt von der Liebe Christi, und ihren Namen Elfriede – Gottesfriede – trägt sie nicht umsonst. Sie strahlt Frieden

schon lange wußte, daß sie sich dem Herrn übergeben sollte, schob es aber immer wieder hinaus. Durch das Gleichnis der zehn Jungfrauen wurden ihr mit einem Mal die Augen über sich selbst geöffnet, weil sie sich als törichte Jungfrau erkannte. Jetzt machte sie ganzen Ernst mit der Nachfolge.

Johanna

Noch im selben Jahr wurden wir eines Tages an unser Eingangstor gerufen, weil dort wieder einmal ein blindes Mädchen stand. Es trug einen Brief bei sich mit Angaben über Namen und Alter und die armseligen Familienverhältnisse. Der Vater war tot, die Mutter auch blind und hatte noch vier Kinder zu versorgen. Man würde es uns unser Lebtag nicht vergessen – so stand in dem Brief – wenn wir das Kind aufnehmen würden. Die Unterschrift lautete: Die Nachbarn. Eine Adresse war nicht angegeben.

Dieses neue Kind sprach einen ganzen Monat lang kein Wort, so daß man schon fürchtete, es könnte taubstumm sein. Die größeren Blinden beteten inbrünstig für dieses kleine Schwesterchen, daß es doch sprechen möge, und siehe da: eines Morgens nach der Andacht ertönte seine Stimme. Es rief den Namen der Schwester. Von da an hatten wir ein sehr redseliges Kind. Wahrscheinlich war dem Kind Angst eingeflößt worden, ja nichts auszusagen, der Adresse wegen. – Nach zwei Monaten erschien seine blinde Mutter. Alle Angaben, die in jenem Brief gestanden hatten, stimmten.

Auch Johanna wurde mit den beiden andern getauft, und Schwester Anna Forstmeier schrieb: »Mein süßes kleines Trio, das ich damals im ersten Jahr als Leiterin aufgenom-

men hatte, nun darf ich mit Paulus erleben: ›Ich habe keine größere Freude, denn die, daß ich höre, daß meine Kinder in der Wahrheit wandeln«.

Elfriede

Solange man Elfriede kennt, war sie eine der fähigsten Personen in der Blindenschule. Wenn sie über das Grundstück geht, strahlt eine leuchtende Atmosphäre von ihr aus. Sie ist die rechte Hand der Leiterin des Werkes. Ihr ausgeglichenes Wesen tut jedem wohl.

Schon in der Schulzeit ist sie eine der aufgewecktesten Schülerinnen, die sich für alles interessiert, die alles schnell erfaßt und aufnimmt und die ihren Mitschülerinnen eine treue Freundin ist.

Früh schon hat es Schwester Mathilde erkannt, daß dieses blinde Mädchen eine außerordentlich wertvolle Hilfe für das Werk werden würde. Sie erzog sie zur Lehrerin. Schwester Mathilde verstand es, die Gaben ihrer Schülerinnen zu wecken, sie zu lehren und zur Mitarbeit heranzuziehen. So hat sie Elfriede schon in jungen Jahren zu Korrekturen von Büchern und Bibelteilen, die aus der chinesischen Zeichenschrift in die Blindenschrift übertragen wurden, herangezogen. Elfriede bekam auch Deutschunterricht von ihr. Mit der Zeit wurden auch deutsche Lieder und Motetten von den beiden ins Chinesische übersetzt. Elfriedes musikalische Begabung war ebenso hervorragend. Sie ist von Gott mit reichen Gaben ausgestattet.

Elfriede ist aber auch eine leuchtende Christin. Sie ist erfüllt von der Liebe Christi, und ihren Namen Elfriede – Gottesfriede – trägt sie nicht umsonst. Sie strahlt Frieden

in ihre Umgebung aus und ist ein gereiftes Gotteskind, das befähigt ist, andern auch als Seelsorgerin zu dienen.

»Für mich war sie die beste Mitarbeiterin«, sagt Schwester Anna Forstmeier. »Elfriede kannte jeden im Hause, ich möchte sagen, innerlich und äußerlich. Um die Fähigkeiten der einzelnen wußte sie Bescheid, man konnte sie in allem um Rat fragen. Über den ganzen chinesischen Haushalt konnte sie mitsprechen und einteilen. Dabei hatte sie ein liebliches, wenn auch genaues und gerechtes Wesen. Ihre ganze Erscheinung war zart und anmutig zugleich.

Es ist zum Staunen, wie Gott sich seine Werkzeuge zurüstet. Ich persönlich muß sagen, ohne Elfriede hätte ich unmöglich alles ausführen können, was ich tun durfte. Man konnte ihr Verantwortung anvertrauen.«

Ach, ich bin viel zu wenig,
zu rühmen seinen Ruhm;
der Herr allein ist König,
ich eine welke Blum.
Jedoch weil ich gehöre
gen Zion in sein Zelt,
ist's billig, daß ich mehre
sein Lob vor aller Welt.

Das Jahr 1946

Die Nachkriegszeit brachte mancherlei Veränderungen. So mußte auch der Name der Blindenschule geändert werden. Die Eintragung hierüber lautet: »Der Name unseres

Institut wurde am 28. September 1946 in *Blindenheim* umgeändert, da dies der Behörde gegenüber als notwendig befunden wurde und auch mehr dem Charakter unserer Arbeit entspricht.«

Ein Direktions-Komitee wurde gegründet. Die Mitglieder kamen aus verschiedenen Kirchen, der Bibelschule und andern Institutionen, was sich als sehr fruchtbar erwies. Für das Heim brachte dies einen erweiterten Freundeskreis. Schon im selben Jahr konnten zwölf neue Mädchen aufgenommen werden.

Der Herr schenkte eine Hausmutter, eine gläubige Chinesin, die um ihres Glaubens willen ihre vornehme Heimat verloren hatte. Mit viel Liebe und Hingabe sorgte sie für die Blinden. Ihrer besonderen Fürsorge waren die Neuen und Kleinsten anbefohlen. Sie war für das Heim ein großes Gottesgeschenk und in schwerer Zeit eine echte Stütze.

Der Schulunterricht konnte in jenen Nachkriegsjahren auch erweitert und verbessert werden. Neue Lehrmittel wurden angeschafft. Jetzt gab es auch wieder Schreibmaterial für die Blindenbücher, die neu geschrieben werden mußten. Ausgebrauchte Zeitschriften und Kataloge dienten als Schreibpapier. Verschiedene in China lebende Ausländer, Missionare und Geschäftsleute trugen das Material zusammen.

Der Chor der Blinden wurde öfters eingeladen, an verschiedenen Schulen und Kirchen zu singen. Einzelne hielten biblische Ansprachen und gaben ihr Zeugnis. An Weihnachten durften sie mit ihren Instrumenten und ihrem Singen viel Freude bereiten. Kein Wunder, daß die Freude der Heimbewohner riesengroß war, als man nach langer Zeit wieder ein Harmonium besaß. Schwester Anna hatte es aus Schanghai mitgebracht. Nun konnte man das

früher Gelernte wieder üben. Einige Flöten und Mundharmonikas waren von Deutschland gekommen.

Weihnachten 1946 war ein besonderes Fest. Von den verschiedensten Seiten kamen Extra-Gaben. Da gab es Fleisch und Fisch, Erdnüsse und Apfelsinen und vieles andere mehr. Der himmlische Vater deckte den Blinden einen reichen Gabentisch. Zu einer Zeit, als von Deutschland nichts zu erwarten war, tat er den Leuten aus andern Ländern das Herz auf, für die Blinden zu sorgen. Aber auch im geistlichen Leben gab es wieder einen neuen Aufbruch. Das größte Geschenk, das den Blinden zuteil werden konnte, waren Bibelteile in der Blindenschrift, eine Gabe der Britischen Bibelgesellschaft und anderer Werke. Nach langem Entbehren in den Kriegs- und Nachkriegsjahren war das Wort Gottes das am meisten geschätzte, das es geben konnte.

Auch eine Evangelisation durch einen gesegneten Knecht Gottes brachte neues geistliches Leben in die Reihen von jung und alt.

Ein großer Tag

Das ist ein großer Tag in der Blindenschule, als zwei große Kühe mit Kälbern in den neuerbauten Stall hinten auf dem Grundstück einziehen. In der Blindenschule ist alles in Bewegung, denn solch großes Fleckvieh kannte man bisher in China nicht. Die Kühe sind ein großherziges Geschenk des Hilfswerks aus Amerika. Sie sollten für das Blindenheim eine große Hilfe werden. Mit einem Male

solch große Menge Milch zu haben ist etwas Ungewohntes. Doch die Blinden lernen das Milchtrinken sehr schnell, obwohl es für die meisten Chinesen etwas völlig Neues bedeutet. Melken kann keiner der Dienstboten. Schwester Anna leitet sie an und sorgt dafür, daß die Tiere richtig gefüttert werden. Wiesen gab es nicht. Also mußten zwei Hilfsarbeiter das Gras am Wegesrand und auf den nicht bebauten Grabhügeln suchen, mit der Sichel schneiden und sodann in großen Körben auf den Schultern heimtragen. Von Milchwirtschaft versteht auch keiner im Haus etwas. Schwester Anna muß überall vorangehen. Es kann Butter und Milch verkauft werden, was zum Unterhalt der Blindenfamilie mithilft. Die Blinden dürfen die Butter rühren. Es macht ihnen einen großen Spaß. Welch ein Segen ist die Milch für die schwachen blinden Kinder.

Wenn die Kühe und Kälber draußen im Garten weiden, will jeder »sehen«, wie groß die Tiere sind. Man will sie streicheln. Es ist ein liebliches Bild, wenn die Kleinsten sich auf dem Rasen tummeln und die angebundenen Kälbchen daneben ihre Luftsprünge machen!

An einem Erntedankfest spricht die blinde Lehrerin Lily in der Andacht über das Wort: »Bringet den Zehnten ganz in mein Kornhaus.« Das Opfer und der Erlös aus den Erntegaben soll für den Prediger einer armen Landgemeinde gegeben werden. Es kommt eine schöne Summe ein, die für den Unterhalt von zwei Monaten reicht. Das ist eine Freude.

An demselben Tag hält ein Kälbchen Einzug in unserem Stall. »Ob dies wohl das zehnte Kalb ist?« fragt Schwester Anna. So soll es auch für des Herrn Werk gegeben werden. – Sie ist aber nicht ganz sicher und fragt Elfriede, ob das eigentlich das zehnte Kalb sei? Elfriede berichtet jedoch:

»Es ist das elfte Kalb, nicht das zehnte.« – »Gut, wir wollen dann das zehnte geben, welches gerade groß genug ist, um in Geld umgesetzt zu werden.« So geschieht es. Der Erlös wird auch zur Verkündigung des Evangeliums dienen. Es sollen einige der Blinden in die Landgemeinden hinausziehen, um den Frauen die frohe Botschaft des Evangeliums zu bringen.

Torhüter Liu

Liu-chang-lao und seine Frau bewohnten jahrelang das Torhüterhäuschen. Sie waren ehrbare, treue Christen, die bisher in der großen Stadtgemeinde ihren Platz ausgefüllt hatten und nun im Alter noch als Torhüter der Blindenschule dienten. Der alte Mann im langen Gewand war Kirchenältester, ein guter und frommer Mann. Seine Gebete bei den Hausandachten machten seinen lautereren Sinn und ein unbeschränktes Gottvertrauen offenbar. Oft erfreute er uns durch seinen schönen Gesang, wenn er im Torhüterhaus mit seiner Frau und anderen die inhaltsreichen Heilslieder sang. Vielen Besuchern gab er das Wort Gottes in Form von Verteilblättern in die Hand. Außerdem boten er und seine Frau den Schuldienern sinnvolle Freizeitgestaltung und manchen schönen Feierabend.

Kam er mit der Bitte um Medizin, wenn ihm etwas fehlte, dann nahm er die Medizin in seine hohle Hand. Bevor er sie schluckte, dankte er Gott dafür und bat um seinen Segen. – Immer war er Vorbild.

Ein anderer alter Mann, der nach Liu-chang-laos Tod



Oben und Mitte

rechts:
Blinde Kinder
beim Spielen

Mitte links:
Butterrühren
ein Spaß

Unten:
Fuh-ming (rechts)
mit ihren Klassen-
freundinnen
(s. Bericht
»Fuh-ming«,
Seite 135)



Torhüter wurde, erinnert mich manchmal daran, wie er in schwerer Zeit uns ein Engel wurde. Er hatte hinter dem Teich, der sich an unser Grundstück anschloß, gelebt. Er war bettelarm, hatte nur ein zerrissenes Hemd und eine alte Hose, als er zu uns kam. Das war sein ganzer Besitz. Wie dankbar war er, als er ein paar gebrauchte Kleidungsstücke vom Blindenheim bekam. Nun saß er so glücklich an seinem Plätzchen im Tor und bedankte sich jedesmal, so oft man durchs Tor ging.

Es kamen auch Leute ins Tor, die es nicht so gut mit uns meinten. Der Mann wurde nach jeder Seite hin ausgefragt. Man erkundigte sich nach uns beiden Missionarinnen in nicht gerade guter Absicht. Der alte Torhüter wurde, ohne daß er es wußte, der Engel von uns Schwestern. Wenn er beispielsweise ausgefragt wurde, was er denn zu essen bekomme, erzählte er ganz unbefangen: »Wenn die Schwestern Fleisch haben, bekommen wir Arbeiter dasselbe. Werden Apfelsinen ausgeteilt, kriegt jeder zwei; das gleiche, was die Missionarinnen auch bekommen.« Er war eine ehrliche Person; und in seiner Einfalt und Dankbarkeit wurde er für uns Schwestern zum bewahrenden Schutzengel. Das war Balsam für unsre Herzen in jener angstvollen, schweren Zeit.

Ein anderer Mann, ein Gelegenheitsarbeiter, der ab und zu unsere Kuhjungen vertrat, wenn sie freie Tage hatten, mußte auch Gottes Werkzeug zu unserem Schutze sein. Er hatte ein finsternes Aussehen, er kam in abgerissenen Kleidern und machte nicht den besten Eindruck. Wenn er ab und zu ein bis zwei Tage auf unserem Grundstück war, konnte man Angst vor ihm bekommen. Dann kam ein politischer Umschwung. Dieser Mann wurde zum Vertrauensmann in unserer Straße befördert. Er war aber weiterhin recht dankbar, wenn er aushelfen konnte und sich

satt essen durfte. Er konnte nichts Ungutes gegen uns aussagen. Wir wurden gnädig vor Bösem bewahrt. Gottes Auge wachte über seinen Kindern.

»Er leitete sie vierzig Jahre . . .«

Festliche Stimmung liegt über dem ganzen Blindenheim. Es pulsiert ein eifriges Schaffen unter groß und klein. Die einen üben Chorlieder, andere Flötenstücke, wieder andere lernen Stücke aus Bunyans Pilgerreise zum Vortragen und etliche üben Sprechchöre ein.

Die Strickmädchen stellen ihre handgefertigten Sachen für den Verkauf aus. Die Lehrerinnen sind damit beschäftigt, die Lehrgegenstände für eine Vorführung des Blindenunterrichts bereitzustellen. Einige Mädchen putzen die Fenster. In der Küche wird ein Festessen gerichtet. Der Briefträger bringt aus der Nähe und der Ferne eine Menge Gratulationen. Einige Festgäste sind aus dem Inland angereist.

Schwester Anna, die Leiterin, macht noch ein paarmal ihre Runde über das ganze Grundstück, schaut mit großer Umsicht alles nach und ordnet da und dort noch einiges an.

Der Festtag des vierzigjährigen Bestehens des Blindenheimes beginnt beim Morgengrauen. Der Blindenchor singt im Freien seine Lob- und Danklieder. Schon vor dem Frühstück ist eine Dankesstunde, an der sich alt und jung beteiligt.

Beim Festgottesdienst bestätigt Schwester Anna und die

ganze Festgemeinde das Thema dieses Tages: »Er leitete sie vierzig Jahre . . .« Alle bekennen: »Vierzig Jahre ist der Herr, dein Gott, bei dir gewesen, daß dir nichts gemangelt hat« (5. Mose 2, 7b). Festliche Chöre umrahmen die Feier. Es steigt viel Lobopfer zu Gott empor. Alles ist ein einziges Rühmen der Treue Gottes.

Missionarin Margarethe Rentschler, die alte Freundin und Wohltäterin der Blinden, bezeugt: »Die Freude am Herrn ist unsere Stärke.« Sie hat die allerschwerste Zeit jahrelanger Fluchtwege mit den Blinden geteilt und hat erlebt, daß in solcher Zeit einzig und allein die Freude am Herrn das Mittel ist, das hilft, Tag für Tag aufs neue den schwersten Weg mit den andern durchzustehen und durch Not und Tod dem Herrn die Treue zu halten.

Missionar Paul spricht über die Führungen und Wege Gottes während der vierzig Jahre. Er vergleicht die Blinden mit Pflanzen, die der himmlische Gärtner manchmal verpflanzt hat, und wie er nach langer Fluchtzeit seine Blumen wieder zurückversetzt in ihren eigenen Garten. Schwester Anna wird als »Pflaumenblüte«, wie ihr chinesischer Name besagt, eingereiht in den bunten Blütenstrauß. Diese Ansprache erquickt alle Anwesenden sehr.

Der Nachmittag findet die Heimfamilie im Garten beim Familienfest. Von den Blinden wird Freude und Dank in allerlei Vorträgen, Liedern und Spiel zum Ausdruck gebracht. Es wird derer gedacht, die schon im himmlischen Garten weilen, besonders der Gründerin, Missionarin Pauline Kumm, ebenso der langjährigen Leiterin Missionarin Mathilde Vassel und der vielen Blinden, die schon in der Herrlichkeit sind.

So wurde dieser Tag in Rückblick und Besinnung ein Tag zur Ehre Gottes und Verherrlichung seines Namens.

Der Alltag

Sonntags und werktags läutet das Kapellenglöcklein um sechs Uhr morgens zum Aufstehen. Meistens aber ist schon Wecken durch den Hofhund, der anschlägt, wenn der Koch zur Küche geht, um den Morgenreis für die hundertköpfige Familie aufzusetzen.

Direkt nach dem Aufstehen und Anziehen hat jeder der Heimbewohner seine stille Zeit. Man sieht, wie eins ums andere vor dem Bett niederkniet, um still sein Morgengebet zu verrichten.

Im großen Schlafsaal, wo 20 Kinder schlafen, sowie in den Schlafzimmern in Bethesda und Bethel wird es lebendig. Die Plappermäulchen wissen gleich viel zu erzählen, während sie sich kämmen, was man in China vor dem Waschen verrichtet. Bald ruft ein kurzes Schellen in den Waschaum, wo die Dienstfrau heißes Wasser zum Gesichtwaschen bereithält. Jedes Mädchen hat seine eigene Waschsüssel, Handtuch, Becher und Zahnbürste an seinem Platz, den jedes wohl zu finden weiß. Dann gehen sie zum Bettenmachen, Abstauben, Kehren und anderen Hausarbeiten.

Um 7.30 Uhr ist Frühstück. Jedes findet seinen Platz am Tisch, auf welchem für alle eine dampfende Reisschüssel mit zwei Stäbchen gedeckt ist. Die Tische sind viereckig. An jedem Tisch nehmen acht Personen Platz. Man sitzt auf schmalen chinesischen Bänkchen ohne Lehne. Auf dem Tisch stehen zwei oder drei Schüsseln mit Gemüse. Am Morgen sind es gewöhnlich Bohnensprossen, Bohnenkäse, eingemachte Rüben oder Kohl. Die Dienstfrau legt jedem Gemüse auf den Reis. Nach dem Tischgebet wird der Reis geräuschvoll eingeschlürft. Manche füllen

ihre Schüssel zwei- bis dreimal nach am Reiskübel, der im Eßzimmer steht.

Ist die Mahlzeit beendet, wird das Gesicht wieder gewaschen.

Um 8.30 Uhr läutet die Kapellenglocke zur Andacht in der großen Kapelle. Von allen Seiten strömen die Hausbewohner und Dienstboten herbei. Sogar der Hofhund geht zur Andacht und legt sich auf das Podium hinter den Redner. Dort bleibt er still liegen, bis das Amen kommt!

Die Morgenandacht wird abwechselnd von den Missionarinnen und den blinden Lehrerinnen gehalten.

Ist jemand krank oder hat jemand eine Wunde oder dergleichen, sucht er eine der Schwestern auf, um Medizin zu bekommen oder einen Verband. Um 9 Uhr beginnt der Schulunterricht, der sich auf fünf Klassen verteilt. Einige Klassen beginnen in der ersten Stunde mit biblischem Unterricht, den die Leiterin und später Elfriede Kiang und Lily erteilen.

Die andern haben Unterricht in Lesen und Schreiben der Blindenschrift oder Rechnen und anderen Fächern der Grund- und Hauptschule, die eine sehende Lehrerin erteilt. Auf Musik, Singen, Harmoniumspielen, Flöten, Turnen, Strickunterricht und natürlich Blindenschrift wird viel Zeit verwendet. Besonders die Unbegabten erfordern viel Liebe, Geduld und Mühe, damit sie zu lebensfähigen Menschen erzogen werden. Um 12 Uhr ruft die Glocke zum Mittagessen. Diesmal gibt es wieder Reis, aber keinen zu Brei gekochten, sondern jedes Körnchen muß noch ganz sein und lieber ein wenig zu hart als zu weich, weil der Reis dann im Magen noch quellen kann

und so länger vorhält. Dazu gibt es zwei bis drei Sorten Gemüse aus dem eigenen Garten, ab und zu auch Fleisch.

Bis 2 Uhr ist Mittagsruhe, dann wird der Unterricht und die Arbeit wieder fortgesetzt bis 5 Uhr.

Im Strickzimmer beginnt die Arbeit ebenfalls um 9 Uhr morgens. Die Arbeiten werden ausgegeben und von einer der Missionarinnen beaufsichtigt. Lange Jahre hatte Schwester Anna Forstmeier diese Aufgabe, später Schwester Helene Luginsland. Viele ausländische, aber auch chinesische Gäste kamen, um Strickwaren zu bestellen und auszusuchen. Da ist die chinesische, die englische und die deutsche Sprache gut einzusetzen.

Im Schwesternhäuschen wird es auch schon früh lebendig. Es kommen allerlei Leute zum Milchholen. Als Hilfe für den Unterhalt der Blinden haben wir eine Viehwirtschaft. Es wird Milch und Butter bestellt. Schwester Anna hat viel Arbeit mit den sieben Stück Vieh, denn die jungen Männer müssen im Melken und der Behandlung der Tiere angeleitet werden, ja selbst wenn ein Kälbchen geboren wird, muß sie dabei sein. Nach der Morgenandacht eilt sie ins Büro; denn dort wartet eine Menge Arbeit auf sie. Oft wird sie unterbrochen durch Besuche aller Art, durch Bauarbeiten, die beaufsichtigt werden müssen, durch Einkäufe aller Art und vieles andere mehr. Dabei dürfen die Blinden nicht zu kurz kommen, die auch ihre Fragen und Probleme haben.

Um 5 Uhr nachmittags geht die Glocke wieder. Nun sehen wir die Blinden draußen spielen, singen, plaudern, spazierengehen. Da das Grundstück sehr groß ist, können sie sich überall ungehindert bewegen. Da sind Wege und Rasenplätze angelegt, die ihnen allen wohlbekannt sind. Da ist Schaukel und Sandkasten. Die Steintreppen, die zum

höher gelegenen Teil des Grundstücks führen, hüpfen sie mit Schnelligkeit auf und ab und heben ganz sicher zur rechten Zeit den Fuß auf die erste Stufe, ohne lange tasten zu müssen.

Ja, es ist ein fröhliches Völkchen, das sich da tummelt, bis um 6 Uhr abends die Glocke zum Abendessen ruft. Durch die Bewegung in der frischen Luft bringen sie einen guten Appetit mit für die dritte Reismahlzeit am Tage. Nach dem Essen begeben sich die Schülerinnen zum Ausführen der Hausaufgaben. Um 7 Uhr werden die Kleinsten von ihren größeren Schwestern zu Bett gebracht. Wie andächtig, das Knien und Händefalten der Kleinen zu sehen und ihr Stammeln zu hören! Sie werden von ihren größeren Schwestern geliebt und verhätschelt. Und sie singen:

Jesus liebt mich ganz gewiß, denn die Bibel sagt mir dies.

Ja, ganz gewiß, Jesus liebt diese ausgestoßenen Mädchen alle!

Der Tag wird in der Kapelle mit einer Andacht, Gebetsstunde oder Singen beschlossen.

So ist die Zeit gefüllt mit Aufgaben, mit Wirken und Schaffen, aber auch mit viel Freude am Erleben der sichtbaren Hand Gottes, die zum Guten über uns ist.

Dankbar beugen wir miteinander am Abend die Knie und danken für alle Durchhilfe, für jeden Segen und die Treue Gottes und legen alle Lasten des Tages zu den Füßen des, der gesagt hat: »Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.«

Eine Kette von Wundern

Nach den langen Kriegsjahren war die Möglichkeit einer Wiederausreise aufs Missionsfeld näher gerückt, und man faßte neue Hoffnungen. Doch es bedurfte einer Kette von Wundern, bis meine Ausreise nach zehnjährigem Heimat-aufenthalt wieder möglich war.

Unzählige Briefe und Schreiben an Behörden und Ämter waren notwendig, bis sich für uns Deutsche ein Spalt ins Ausland öffnete.

Manchmal sah es aus, als ob die Wiederausreise ganz nahe gerückt wäre, dann entschwand sie wieder ins Ungewisse; denn für die Deutschen waren die Wege verschlossen, es gab weder ein deutsches Konsulat, noch war nach dem schrecklichen Ende des Krieges eine andere Vertretung für sie im Ausland. Deutsche galten als Staatenlose.

Doch durch viel Gebete hüben und drüben bekam ich nach jahrelangem Warten vom Wohlfahrtsamt eine Dringlichkeitsbescheinigung; denn in der Blindenschule suchte man dringend eine mit der Blindenarbeit vertraute Mitarbeiterin, und Schwester Anna sollte nach zwölfjährigem Dienst in Urlaub gehen. Jedoch es war noch manchmal, als ob die sich öffnende Tür sich wieder schließen wollte. Drei Jahre lang dauerte das Hin und Her! Doch eines Tages kam das Visum. Der Weg nach England öffnete sich. In den drei Wochen Aufenthalt dort war noch unklar, welche Reiseroute ich nehmen sollte. Ob es überhaupt noch möglich war, ins Inland Chinas zu reisen? Alles war im Umbruch. Ob die sich im schnellem Vormarsch befindende Armee zuerst das Reiseziel erreichen würde oder die Schwester? Das war die ständige Frage auf der Reise, die schließlich eine Flugreise wurde, die erste übrigens, die

ein Glied der Liebenzeller Mission erlebte. »Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie, hereinzukommen« (Luk. 14, 23). War es nicht eigenartig, daß mehr als 25 Jahre zuvor diese Losung des jetzigen Ausreisetages den Ruf in die Liebenzeller Mission für mich bedeutete? Bis ins Kleinste hinein durfte ich die Fußspuren des lebendigen Gottes sehen und konnte ihm darum getrost in die recht ungewisse Zukunft folgen. Die Lage in China hatte sich in der Zwischenzeit so entwickelt, daß man fast nicht mehr damit rechnen konnte, eine Möglichkeit zur Rückkehr in die Missionsarbeit zu haben. Doch der Ruf und Befehl des Herrn: »Geh aus . . .« waren da, und das ist in diesem Fall allein entscheidend; alle persönlichen Rücksichten müssen zurücktreten. Dann darf man aber auch sehen, *wie Gott handelt*.

Nach zehnjähriger Abwesenheit im Westen Chinas angekommen, gab es nochmals eine rechte Glaubensprobe. »Nun sind Sie hier, aber Sie können nicht mehr nach Changsha, dort wird schwer gekämpft«, war bei der Ankunft das erste, was man mir sagte. »Es fliegen von hier keine Flugzeuge mehr nach Changsha«, war die Antwort im Büro der Fluggesellschaft. Und doch war da die Gewißheit: »Der Herr hat den Weg geebnet.« – Mein Blick fiel auf einen Spruch, der an der Wand im Büro der Missionsschwester hing, bei der ich zu Gast war: »*Aber Gott kann*.« – »Wenn dieses Wort da oben wahr ist, dann kann Gott mich auch noch nach Changsha bringen!« – In einem Frachtflugzeug bekam ich einen Platz, und als ich nach Kanton kam, waren da zwei Missionare der Liebenzeller Mission, die der Unruhen wegen mit ihren Familien sich auf dem Weg zur Heimat befanden und mich begrüßten mit der Nachricht: »Heute früh sagt das Radio, daß in Changsha in Ihrem Stadtteil schwer gekämpft wird. Sie

können nicht dorthin.« – Doch innerhalb der nächsten halben Stunde hatte ich meine Flugkarte in Händen und flog am nächsten Morgen bei herrlichem Sonnenschein dem Ziel entgegen, mit der großen Freude im Herzen, einen großen Gott zu haben, der Weg und Bahn gemacht hat. Das Flugzeug zog verschiedene Male große Schleifen über der Stadt und ging nur langsam herunter. Später hörte man, daß die Flugbesatzung sich erst vergewissern mußte, ob nicht geschossen wurde.

Nach der Ankunft auf dem Flugplatz gab es eine große Wiedersehensfreude mit Schwester Anna und den blinden Lehrerinnen. In der Blindenschule angekommen war der erste Gang in die Kapelle, wo wir miteinander den Herrn priesen für all das Große, das er getan hatte. Einige Tage später wurde die Stadt eingenommen. Der Herr aber gab inmitten des Umbruches noch achtzehn Monate Gnadenzeit und ein fruchtbares Wirken für ihn.

»Ihr verdorrten Gebeine, höret des Herrn Wort!«

Es war eine heilige, ernste Stunde. Eine Missionarsfrau hatte den Gottesdienst am Sonntagmorgen gehalten und über Hesekiel 37 gesprochen. Der Geist Gottes hatte die Herzen mächtig aufgerüttelt. Wir hatten viel für diesen Gottesdienst gebetet. Die Botschaft von dem weiten Feld, das voller Totengebeine lag, legte uns die Frage vor: »Du Menschenkind, meinst du wohl, daß diese Gebeine wieder lebendig werden? Und ich sprach: Herr, mein Gott, du

weißt es. Und er sprach zu mir: Weissage über diese Gebeine und sprich zu ihnen:

Ihr verdorrten Gebeine, *höret* des Herrn Wort! So spricht Gott der Herr zu diesen Gebeinen: Siehe, ich will Odem in euch bringen, daß ihr wieder *lebendig* werdet.«

Ja, in der Tat, es war soviel totes Wesen da, kein Leben war zu spüren, der Kanal des geistlichen Lebens war verstopft durch Eigenliebe, Hochmut und viele andere Sünden. Ja, wir mußten es bekennen: verdorrte Gebeine, die den Odem Gottes nicht hatten. Sollte das nun anders werden? Jeder empfand es, daß es so nicht weitergehen könne. Der heiße Wunsch erwachte, daß neues Leben in die verdorrten Gebeine fahren möchte. Denn es erklangen keine frohen Lieder mehr, es hatte sich ein Mehltau auf alles gelegt. Manchen der Blinden war durch Außenstehende der Kopf verdreht worden. Und nun hatte der Geist Gottes die Herzen geöffnet.

Nach diesem Gottesdienst hatte ich den inneren Auftrag, den Mädchen die Frage ans Herz zu legen: »Wollt ihr *neues* Leben?« Am darauffolgenden Tag lud ich sie zu einem Nudessen ein, um mit ihnen ins Gespräch zu kommen und diejenigen einzuladen, die den Wunsch hatten, morgens vor Arbeitsbeginn zu einer Gebetsstunde zusammenzukommen. Es meldeten sich fünfzehn Mädchen. Welch ein Hunger und Durst war in den einzelnen Herzen vorhanden. Entsprechend wurde gebetet – nicht gewohnheitsmäßig. Von der ersten Stunde an war es etwas besonderes, wie sie um neues Leben beteten. Jeden Morgen waren wir eine halbe Stunde auf den Knien und bekannten unser Zukurzkommen. Dann kam die Erhörung unserer Gebete:

Eine Lehrerin aus einer Bibelschule besuchte unsere chine-

sische Hausmutter. Sie erzählte, wie sie auf ihrem 1500 Kilometer langen Fluchtweg von Ort zu Ort das Evangelium gepredigt und wie Gott sie zum Segen gesetzt hatte. Wir horchten auf und baten sie, doch einige Bibelstunden bei uns zu halten. Nun schenkte es der Herr, daß diese Schwester uns in besonderer Weise dienen durfte. Zuerst sollten es zwei bis drei Tage sein. Aber der Geist Gottes wirkte vom ersten Tag an mächtig. Bereits am zweiten Tag bekannten einige ihre Sünden. Am dritten Tag war eine Gebetsstunde mit öffentlichen Sündenbekenntnissen. Der Geist Gottes konnte sein Werk tun, alle im Haus wurden angesprochen. Entscheidungen für Jesus folgten. Der letzte Tag war der herrlichste. Am Nachmittag hatten wir für unsere Schulmädchen Gelegenheit gegeben, Zeugnis abzulegen. Bis zu den Allerkleinsten herunter wirkte der Geist Gottes. Ein noch nicht achtjähriges Mädchen bezeugte, daß Gottes Geist ihm seine Sünden gezeigt habe und es dankte, daß der Herr Jesus für seine Sünden gestorben ist. Eine sonst recht Ungeschickte und Schwachbegabte mit neun Jahren legte ein Zeugnis ab, so klar, so strahlend, daß sie ein ganz großer Sünder war, aber daß der Herr Jesus sie nun errettet habe. Eine andere bat unter Tränen, den Chorus »Ich will Jesus, ich brauche Jesus, ich muß ihn jeden Tag haben« mit ihr zu singen. Eine andere rief aus der Bank heraus: »Bitte, Fräulein Tan, beten Sie für mich. Ich habe solch ein stolzes Herz.« So ging es eine ganze Zeit fort. Jeden Tag waren mehr aufgestanden und bekannten ihre Sünden. Ja, es ging bis in die hintersten Reihen, wo junge Schuldiener saßen, die sich auch dem Herrn übergaben. Das waren ernste Stunden vor dem Angesichte Gottes und für die meisten wohl die letzte Gelegenheit, sich so frei und offen zu dem Herrn zu bekennen. Sechs dieser jungen Männer wurden getauft. Dies bedeutete eine große Freude für die ganze Heimfamilie. Wir be-

fahlen sie den Händen des Gekreuzigten an, der verheißen hat, die Seinen in der Stunde der Versuchung zu bewahren.

Nummer 101 in der großen Familie

Es ist abends halb zehn Uhr am 14. 11. 1949 und stockdunkle Nacht.

Der alte Torhüter steht draußen vor dem Schwesternhäuschen und ruft uns. »Was ist denn passiert?« fragen wir zurück. – »Es kommt ein neues Kind vom Pilgerort Nanyo«, war seine Antwort.

Ein kleines, niedliches, sieben Jahre altes Kind wird zur Aufnahme in die Blindenschule gebracht. In einem alten, geflickten Sack ist eine Waschschüssel und eine Zahnbürste, ein Paar Stoffschuhe und ein aus einer alten Konservendose gemachter Becher. Das ist ihr ganzes Hab und Gut. An Kleidern hat sie nur, was sie auf dem Leib trägt, aber sie sieht gesund aus. Das ist auch etwas Gutes.

Schwester Anna kommt gerade von ihrem allabendlichen Rundgang aus dem Stall zurück. Im Nu sitzt die Kleine auf Schwester Annas Schoß und gibt vergnügt Rede und Antwort. Im Haus der Kleinen ist schon längst alles zur Ruhe gegangen. Schnell wird auf einem Bett ein Platz gerichtet. Es schlafen immer zwei Kinder auf einem Bett, eines mit dem Kopf oben, das andere mit dem Kopf unten am Fußende, ganz nach chinesischer Sitte.

Li-Ming, die blinde Kindertante, die seit einiger Zeit mit

der halbblinden Lehrerin Hedwig zusammen die Kleinen betreut, nimmt die kleine *Chuin-Hsiu* liebevoll auf und zieht ihr die Kleider aus, wie es eine Sehende nicht besser hätte tun können. *Chuin-Hsiu* ist die erste Blinde im beginnenden Halbjahrhundert seit der Gründung der Liebenzeller Mission und Nummer 101 in unserer derzeitigen Familie. Wir beten, daß das Kind früh Jesu Eigentum wird. –

Ein anderes der sieben kleinen Blinden, das wir im laufenden Schuljahr aufgenommen haben, ist ein heimatloses Kind. Die Mutter, eine Witwe, hatte sich wieder verheiratet und durfte ihr blindes Kind nicht mit in die Ehe bringen. Ein trauriges Los für Mutter und Kind.

Die Kleine landete vor unserem Tor als Bettelkind, schwarz überzogen von Schmutz und Staub. Sie entschuldigte sich mit den Worten: »Wenn man kein Wasser zum Waschen und Baden hat . . .« Es war mitten in der tropischen Sommerhitze. – Das Kind fühlte sich gar nicht wohl, aber bald war sie ein munteres Schulkind und lernte beten. Es war herzerquickend, wie dieses Kind für die Liebe Jesu offen war.

Fuh-Ming

Fuh-Ming ist ein kluges, hübsches, kräftiges Mädchen, aber sie ist blind. Ihre Mutter ist früh gestorben. Der Vater mußte sich während des Krieges mit seinen beiden Töchtern auf die Flucht begeben. Fuh-Ming wurde auf der Flucht blind. Das war ein großer Schmerz für den Vater,

der seine Kinder sehr liebte. Er wurde auf die Mädchenblindenschule aufmerksam gemacht und brachte seine Tochter zu uns. Zum Eintritt in die Schule gab er ihr nach chinesischer Sitte einen neuen Namen und nannte sie Fuh-Ming = wiederhergestelltes Licht.

Dieser Name sollte für Fuh-Ming eine Bedeutung bekommen. Sie öffnete sich dem Worte Gottes wie eine zarte Blume sich dem Licht öffnet, und sie erblühte für ihren Heiland, den sie lieben lernte.

Bei einer Weihnachtsfeier, es war die letzte, die wir Schwestern mit unseren lieben Blinden erlebten, durfte Fuh-Ming ein besonderes Zeugnis für ihren Heiland sein. Damals lagen dunkle Schatten auf der Missionsarbeit, und eine Ungewißheit, ob es möglich wäre, Weihnachten noch beieinander zu sein, lähmte die sonst herrschende Weihnachtsvorfreude. Doch wir bereiteten alles vor. Ein Christbaum, ein harter Nadelbaum, wurde geschmückt. Im Garten blühte eine mannshohe Yukablüte. Die banden wir an den Stamm des Nadelbaumes. Die weißen Yuka Blüten waren ein einmaliger Schmuck. Die Blinden waren voller Freude. Es klang und sang im ganzen Hause zu Ehren des Heilandes Jesus Christus.

Eine der Lehrerinnen hatte einen Dialog über den wunderbaren Jesusnamen gedichtet. Fuh-Ming bekam die Hauptrolle des Gesprächs und wurde nach ihrem Namen gefragt: »Hast *du* denn etwa solch einen kostbaren Namen, wie der Name Jesus?« – »Nein«, antwortete sie, »so kostbar ist mein Name nicht. Doch als ich hierher zur Schule kam, gab mir mein Vater den Namen Fuh-Ming. Mein äußeres Augenlicht ist zwar nicht wiederhergestellt, aber ich kenne den kostbaren Namen Jesus, in dem wir alle unser Heil finden. Ich bin nun drei Jahre hier in der

Blindenschule und habe das wahre Licht, Jesus, gefunden.«

Jedermann, der das Zeugnis aus dem Munde dieses blinden Mädchens hörte, nahm es ihr ab, denn ihr leuchtendes Antlitz sagte alles.

»Wenn dieses Kind spricht, dann ist alles gesagt, dann brauchen Sie keinen Prediger mehr«, sagte eine feine Christin nach der Feier zu Schwester Anna. So war die strahlende Fuh-Ming ein leuchtendes Zeugnis für das, was Gott an einem blinden Menschen tun kann.

In Jesu Hand befohlen

Daß wir Weihnachten nocheinmal so ungetrübt mit den Blinden feiern konnten, bedeutete für uns ein großes Gottesgeschenk.

Jedoch schon Anfang Januar 1951 erreichte uns die Nachricht, daß auch wir uns auf den Abbruch unserer Blindenarbeit einzustellen hätten. Zunächst hatten wir gehofft, daß wir, weil wir in einer anerkannten sozialen Arbeit standen, diese noch weiterführen könnten. Wir wurden aber eines anderen belehrt.

Die Verwirklichung unserer Abreise zog sich noch hin bis April.

Wie dankbar waren wir, daß ausgebildete und zuverlässige Blinde zu Mitarbeiterinnen herangezogen waren, denen wir die Arbeit übergeben konnten.

Im Morgengrauen eines neblig trüben Tages steht die ganze Blindenfamilie vor dem Haus Bethel und singt mit tränenerstickten Stimmen. Auf jedem Antlitz liegt der Ernst dieser inhaltsschweren Abschiedsstunde.

Einige begleiten uns zum Bahnhof. Dort sprechen wir zusammen den 23. Psalm in chinesischer Sprache: »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.« In diese treuen Hirtenhände befehlen wir noch einmal alle, Große und Kleine.

Wir sitzen im Schnellzug. Mit jeder Minute wird die Entfernung zur Wahlheimat größer. Keine Freude will aufkommen ob der herrlichen Frühlingspracht. Die Hügel sind mit blühenden Azaleensträuchern bedeckt.

Unsere Gedanken wandern rückwärts zu den Erlebnissen der vergangenen Monate, zu der ans Herz gewachsenen nun verwaisten Blindenschar.

Da plötzlich leuchtet das Wort auf:

»Siehe, ich will mich meiner Herde selbst annehmen«
(Hes. 34, 11).

Welch ein Trost und Friede strömt mit diesem Wort ins Herz. Das Wissen, daß Jesus sagt: »Ich bin der gute Hirte«, macht das Herz still. Ja, er selbst hat auf sie alle acht. Er kennt sie mit Namen, und er wird sie im Auge behalten. In seiner Hand sind sie alle geborgen.

Der Herr ist mein Hirte, o seliges Los!

Wie ist sein Erbarmen, sein Lieben so groß!

Kaum kann ich es fassen: Der Heiland ist mein.

Der Herr ist mein Hirte, und ich, ich bin sein!

Schiff in Not!

Im »Duftenden Hafen« kann man sie sehen in allen Variationen, die Schiffe aus aller Herren Länder, große und kleine, ein imponierendes Bild. Besonders aber haben es mir die Fischerboote angetan, hundert und noch mehr, wenn sie zum Fischfang ausfahren.

Ein lieblicher Anblick, die Segel im Sonnenschein weiß glänzend oder dunkelbraun, je nachdem die Beleuchtung auf der See ist, die ständig wechselt! So waren sie auch draußen an einem weniger schönen Maientag. Es hatte schon einige Male Gewitter gegeben. Gegen Abend waren nur noch einige wenige waghalsige Fischer auf See. Auf dem im Westen liegenden hohen Berg mit den umliegenden Hügeln und Inseln hatte es sich gefährlich zusammengeballt! Die schwarzen Wolken waren aufs Meer herabgekommen, wie wenn sie sich mit ihm vereinigen wollten. Mit Sturmeseile sah man alles auf sich zukommen. Und da – mitten im Meer, ein kleines Fischerboot mit aufgespannten Segeln! Wird der Sturm das Boot umwerfen! Wird es in die Tiefe des aufgewühlten Meeres versinken?

»O Herr, erbarme dich über die Menschen in Not!«

Die Elemente toben. Im Haus kann man nicht schnell genug die Fenster und Türen verriegeln. Man hat mit der eigenen Not zu tun!

Und das Boot? Es ist nicht mehr zu sehen, auch nachdem sich das Wetter wieder aufgehellt hat. Mein Herz zittert im Gedanken an die Not dieser Menschen. Ob sie bei der Ausübung ihres Berufes umgekommen sind. Ich höre und sehe nichts mehr davon. –

Es fängt an, dunkel zu werden. Wir haben Licht angezün-

det. Plötzlich ein Schrei. Ich werde gerufen, aber ich brauche nicht erst zu fragen, was denn los sei. Sobald ich aufspringe, sehe ich einen unbeschreiblich schönen Abendhimmel: Berge, Inseln, das Meer – alles in helles, blendendes Abendgold getaucht, streifenartig das Meer beleuchtend.

Während wir stehen und das Farbspiel bewundern, kommt die ältere Schwester und sagt: »Oh, das sieht aber sehr, sehr gefährlich aus! Da kommt noch *mehr*.« Ja, es kam. Die Nacht war schauderhaft: Sturm und Regen peitschte durch die verschlossenen Fenster und Türen, grelle Blitze, harte Donnerschläge folgten schnell aufeinander. Da – mitten im Toben der Elemente bewegt mich der Gedanke: Schiff in Not! Menschen in Not! Christen in Not! – Diese Sturmnacht wird mir zum Gleichnis für die Christen in ihrer Bedrängnis, für das Glaubenschifflein in Not. Der am Ufer stehende Mitpilger, der sie aus dem Auge verloren hat, kann nur zum Herrn rufen: »Christ Kyrie, komm zu uns auf die See.«

Zeittafel

1899: Gründung der Liebenzeller Mission als Deutscher Zweig der China-Inland-Mission.

10. März 1908: Gründung der Blindenschule in Changsha/Provinz Hunan durch Missionarin Pauline Kumm, die 1909 aus Gesundheitsrücksichten in die Heimat zurückkehren muß.

10. März 1908: Aufnahme der ersten Blinden.

14. April 1908: Eintritt von Missionarin Mathilde Vasel, die ab 1913 für 25 Jahre Leiterin war. Von 1909–1913 hatte Missionarin Irene Kunst diese Stellung inne.

1910: Aufstand in Changsha. Missionsstation mit Blindenschule zerstört. Die Blinden sind ein Jahr nach Siangtan evakuiert.

1912: Kauf des Grundstücks, auf dem Hudson Taylor heimgegangen war.

Februar 1912: Taufe der ersten Blinden.

Frühjahr 1912: Missionarin Margarethe Rentschler kommt für ein Jahr in die Blindenarbeit. 1915 tritt Missionarin Lilly Griwing als Mitarbeiterin ein. Diese Mädchenblindenschule ist damals die erste und einzige für Mädchen im Innern Chinas.

1914–1918: Das Werk ist durch den Ersten Weltkrieg gänzlich von der Heimat abgeschnitten.

1920: Nach zwölfjährigem Dienst in der Blindenschule nimmt Schwester Mathilde Vasel ihren ersten Heimaturlaub. Lilly Griwing übernimmt die Urlaubsvertretung.

1925: Kauf des größeren Grundstücks »Draußen vor dem Osttor«.

1926–1929: Bau verschiedener Häuser und Kultivierung des neuen Platzes.

1927: Missionarin Anna Forstmeier tritt nach ihrem Sprachstudium als Mitarbeiterin ein. Von 1939–1951 ist sie Leiterin des Werkes.

1929: Einweihung von Haus »Bethel« mit der Kapelle.

1930: Große Unruhen in Changsha. Die Blindenschule wird ausgeraubt. Die Blinden sind in großer Not.

1931: Einsturz der Kapelle. Im selben Jahr wird sie wieder aufgebaut.

1933: Missionarin Helene Luginsland tritt als dritte Schwester in die Blindenarbeit ein. Im folgenden Jahr geht Schwester Anna Forstmeier in den ersten Heimaturlaub.

1931–1938: Gutes Wachstum und Fortgang der Blindenarbeit. Die Anzahl der Blinden wächst schnell. Dann folgen Notzeiten.

19. Oktober 1938: Bombardierung der Blindenschule. Ein Haus zerstört, alle beschädigt.

13. November 1938: Brand von Changsha. Die Blinden sind in die Bibelschule evakuiert.

8. Dezember 1938: Schwester Helene Luginsland schwer erkrankt, sie reist am 28. Dezember in die Heimat ab.

26. Dezember 1938: Schwester Mathilde Vasel an Typhus erkrankt.

20. Januar 1939: Schwester Mathilde Vasel gestorben.

Januar 1939: Schwester Anna Forstmeier übernimmt die Leitung der Blindenschule.

1941–1945: Die Blindenschule geht durch große Nöte. Erkrankung und Ausweisung von Schwester Anna Forstmeier. Unruhen und Gefahren durch den japanisch-chinesischen Krieg. Die Blinden vier Jahre auf der Flucht mit Missionarin Margarethe Rentschler. Ein Teil der blinden Mädchen stirbt in diesen Jahren der Not.

1946: Missionarin Anna Forstmeier kehrt aus dem Exil von Schanghai zurück.

1946–1948: Wiederaufbau der zerstörten und verwüsteten Gebäude. Jedes Jahr zwölf Neuaufnahmen. Das Werk wächst schnell.

1948: 40 Jahre Blindenschule Changsha.

1949: Einnahme von Changsha durch die jetzige Regierung. Schwester Helene Luginsland kehrte acht Tage vorher in die Blindenschule zurück.

1949: Zehn Taufen, sieben Neuaufnahmen.

1950: Fortführung der Arbeit. Ein chinesisches Komitee gegründet. Die Leitung des Werkes wird von den Blinden übernommen. Insgesamt 86 Blinde.

11. April 1951: Ausreise aus China und Abschied der Schwestern Anna Forstmeier und Helene Luginsland von der Blindenarbeit.